This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

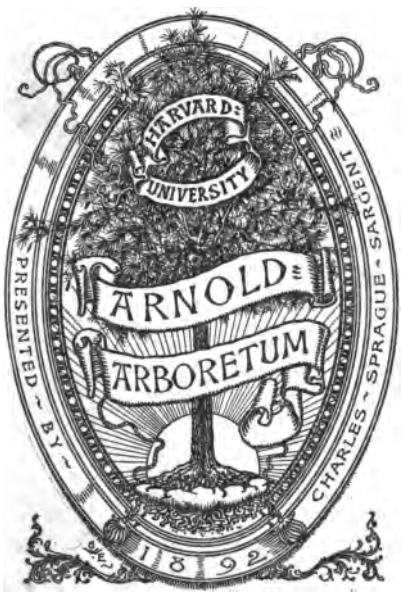
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Austria
CE/AU/1



DEPOSITED AT THE
HARVARD FOREST
1941

Forſt- und Jagd-Archiv

von und für Preußen.

Herausgegeben

von

Georg Ludwig Hartig,

Königl. preußiſchem Ober-Landforſtmeiſter, Staatsrath und Mitglied mehrerer deutſchen und franzöſiſchen gelehrten Geſellſchaften.

Erſter Jahrgang.

Drittes Heft.

Berlin, 1816.

In Commiſſion bei der Real-Schulbuchhandlung.

PRESERVATION MASTER
AT HARVARD

Inhalt.

Seite

I. Abhandlungen.

1) Staatswirthschaftliche Ansicht über Holzbedarf, Holzmangel und Sicherstellung dagegen 1
2) Über die Kopfholzzucht im Alt-Bergischen . . . 18
3) Über die Weinrahmen- oder Weinpfahlzucht am Rheine 21
4) Versuch einer kurzen Geschichte der Jagd und Jagdwissenschaft, bis zur Erfindung des Schießpulvers . 24
5) Über den Flug der Vögel 87
6) Über die Vergiftung der Wölfe durch Krähenaugen . 92

II. Neue Verordnungen.

Kurfürstlich-Hessische Verordnung, die Errichtung einer Forst-Lehranstalt in Fulda betreffend 95

III. Naturmerkwürdigkeiten.

1) Merkwürdiges Ereigniß bei einer Krähenkolonie . 100
2) Platonische Liebe beim Federwilde 102

IV. Unglücksfälle.

Unglücksfälle durch einen rasenden Wolf 104

V. Rügen.

1) Bemerkungen auf einer Reise 107
2) Beschuldigung das reitende Jägerkorps betreffend . 111

Seite

VI. Neuigkeiten.

Einige Notizen über die Jagd im Würtembergischen . 115

VII. Anekdoten.

1) Seltene Dreistigkeit eines Fuchses 118
2) Taub- und Blindheit der Auerhähne zur Balzzeit . 118
3) Das versetzte Storchnest 121

VIII. Gedichte.

1) Jägers Morgen 125
2) Försterstun 127
3) Warum ist der Eschenbaum so selten 128
4) Jägerlied 129

IX. Anstellungen, Beförderungen und Ehrenbezeugungen 131

X. Anfrage 137

XI. Sachen vermischten Inhalts.

1) Über die Regulirung einer Holztaxe 137
2) Beitrag zur Naturgeschichte des Iltis 154
3) Eine merkwürdige Eiche 155

I.

Abhandlungen.

1) Staatswirthschaftliche Ansicht über Holzbedarf, Holzmangel und Sicherstellung dagegen.

Das Wohl eines Staats beruht auf genauer Kenntniß und sorgfältiger Benutzung aller Quellen, welche die Subsistenzmittel der Einwohner sichern und vervielfältigen, und den Erwerb derselben befördern und erleichtern können. Mit den Fortschritten hierin wächst zugleich auch die politische Kraft eines Staats und vervielfältigen sich die Mittel, zu einer glücklichen Existenz für den Einzelnen.

Die nächste Sorge der Staatsverwaltung begreift natürlich die Sicherung der ersten Bedürfnisse der Einwohner oder der Subsistenzmittel. Daß hierunter auch das Holz gezählt werden müsse, wird Niemand bezweifeln.

Wenn nun die Bewohner eines Staats gegen Holzmangel gesichert werden sollen, so leitet uns dies zunächst auf die nähere Untersuchung und Würdigung derjenigen Quellen, welche zu Befriedigung des Holzbedarfs

vorhanden sind, und schon benutzt werden, oder doch künftig benutzt werden können.

Um aber beurtheilen zu können, in wie fern solche zu den wirklichen Bedürfnissen des Staats im Verhältniß stehen, ist eine Ausmittelung dieses Bedarfs nothwendig, um entweder Vorkehrungen gegen den Mangel treffen, oder Maaßregeln zu zweckmäßiger Verwendung des Überflusses ergreifen zu können.

Unstreitig hat zwar die Bestimmung des Bedarfs und der Mittel zu seiner Befriedigung, seine Schwierigkeiten, doch halte ich für die Wichtigste derselben die bisher nur zu wenig beachtete **Feststellung des Begriffs von dem wahren Holzbedarf eines Staats oder einer Provinz, und unter welchen Verhältnissen also mit Recht Holzmangel für einen Staat zu befürchten sey.**

Lassen wir uns dadurch nicht irre leiten, daß selbst manche Forstmänner Holzmangel prophezeiet haben. Die Ansichten derselben sind (ich weiß keine Ausnahme) zu einseitig, wenn auch wohlgemeint, und in Bezug auf die Vorschläge zur pfleglichern Erziehung und Nutzung der Waldungen wohl zu berücksichtigen.

Auf die Autorität derselben wird indessen von Vielen, besonders denen, die ein näheres Interesse dabei haben, der Glaube an Holzmangel angenommen, und unter Tausenden von engherzigen, furchtsamen Menschen, ohne nähere Prüfung weiter verbreitet. Gewöhnlich besteht indessen der so sehr gefürchtete Holzmangel nur in der Einbildung.

Eben aber darum, weil die Einbildung des Men-

schen hier mit ins Spiel kommt, ist diese Sache schwieriger zu behandeln, als da, wo man blos mit der gesunden Vernunft zu thun hat, welche an die Gespenster, die Jene sehen will, nicht glaubt, und an der Stelle des befürchteten Holzmangels, meistens nur die Nothwendigkeit erkennt, klüger zu werden, räthlicher als bisher mit dem Holz umzugehen, Surrogate für dasselbe aufzusuchen und anzuwenden, und — die Holzzucht nach richtigern Principien zu betreiben, und nicht zum Theil Männern zu überlassen, welche mit dem wahren Forstmann nichts gemein haben, als — den grünen Rock. Mag indessen immer, wo das Ganze darunter nicht leidet, die Staatsverwaltung auch auf die eingebildeten Bedürfnisse einer großen Zahl der Einwohner Rücksicht nehmen. Im vorliegenden Fall kann es wenigstens nicht ohne den offenbarsten Nachtheil für den Staat geschehen. Wir wollen dies näher erörtern.

Bei Bestimmung des Begriffs von Holzbedarf und Holzmangel müssen wir immer das Ganze — den Staat — im Auge behalten. In dieser Beziehung kann also unter Mangel, nicht ein unbehagliches Entbehren willkührlicher, also nicht unentbehrlicher Bedürfnisse von Seiten des Einzelnen verstanden werden. Es hängt ja nicht allein von der Willkühr eines Jeden ab, diesen Mangel auf der Stelle zu beseitigen, sondern die Befriedigung selbstgeschaffener Bedürfnisse artet auch in Mißbrauch aus, sobald hierdurch die Befriedigung unentbehrlicher Bedürfnisse gehindert wird.

Wenn es aber Grundsatz der Staatsverwaltung seyn muß, alle Quellen des Staats zur höchsten Nutzbarkeit

PRESERVATION MASTER
AT HARVARD

Inhalt.

Seite

I. Abhandlungen.

1) Staatswirthschaftliche Ansicht über Holzbedarf, Holzmangel und Sicherstellung dagegen 1
2) Über die Kopfholzzucht im Alt-Bergischen . . . 18
3) Über die Weinrahmen- oder Weinpfahlzucht am Rheine 21
4) Versuch einer kurzen Geschichte der Jagd und Jagdwissenschaft, bis zur Erfindung des Schießpulvers . 24
5) Über den Flug der Vögel 87
6) Über die Vergiftung der Wölfe durch Krähenaugen . 92

II. Neue Verordnungen.

Kurfürstlich-Hessische Verordnung, die Errichtung einer Forst-Lehranstalt in Fulda betreffend 95

III. Naturmerkwürdigkeiten.

1) Merkwürdiges Ereigniß bei einer Krähenkolonie . 100
2) Platonische Liebe beim Federwilde 102

IV. Unglücksfälle.

Unglücksfälle durch einen rasenden Wolf 104

V. Rügen.

1) Bemerkungen auf einer Reise 107
2) Beschuldigung das reitende Jägerkorps betreffend . 111

PRESERVATION MASTER
AT HARVARD

Inhalt.

Seite

I. Abhandlungen.

1) Staatswirthschaftliche Ansicht über Holzbedarf, Holzmangel und Sicherstellung dagegen 1
2) Über die Kopfholzzucht im Alt-Bergischen . . . 18
3) Über die Weinrahmen- oder Weinpfahlzucht am Rheine 21
4) Versuch einer kurzen Geschichte der Jagd und Jagdwissenschaft, bis zur Erfindung des Schießpulvers . 24
5) Über den Flug der Vögel 87
6) Über die Vergiftung der Wölfe durch Krähenaugen . 92

II. Neue Verordnungen.

Kurfürstlich-Hessische Verordnung, die Errichtung einer Forst-Lehranstalt in Fulda betreffend 95

III. Naturmerkwürdigkeiten.

1) Merkwürdiges Ereigniß bei einer Krähenkolonie . 100
2) Platonische Liebe beim Federwilde 102

IV. Unglücksfälle.

Unglücksfälle durch einen rasenden Wolf 104

V. Rügen.

1) Bemerkungen auf einer Reise 107
2) Beschuldigung das reitende Jägerkorps betreffend . 111

Seite

[illegible]

[illegible] 115

[illegible]

[illegible] 118
[illegible] 118
[illegible] 122

[illegible]

[illegible] 126
[illegible] 127
[illegible] 128
[illegible] 129

[illegible] 132

[illegible] 137
[illegible] 138
[illegible] 139

I.

Abhandlungen.

1) Staatswirthschaftliche Ansicht über Holzbedarf, Holzmangel und Sicherstellung dagegen.

Das Wohl eines Staats beruht auf genauer Kenntniß und sorgfältiger Benutzung aller Quellen, welche die Subsistenzmittel der Einwohner sichern und vervielfältigen, und den Erwerb derselben befördern und erleichtern können. Mit den Fortschritten hierin wächst zugleich auch die politische Kraft eines Staats und vervielfältigen sich die Mittel, zu einer glücklichen Existenz für den Einzelnen.

Die nächste Sorge der Staatsverwaltung begreift natürlich die Sicherung der ersten Bedürfnisse der Einwohner oder der Subsistenzmittel. Daß hierunter auch das Holz gezählt werden müsse, wird Niemand bezweifeln.

Wenn nun die Bewohner eines Staats gegen Holzmangel gesichert werden sollen, so leitet uns dies zunächst auf die nähere Untersuchung und Würdigung derjenigen Quellen, welche zu Befriedigung des Holzbedarfs

vorhanden sind, und schon benutzt werden, oder doch künftig benutzt werden können.

Um aber beurtheilen zu können, in wie fern solche zu den wirklichen Bedürfnissen des Staats im Verhältniß stehen, ist eine Ausmittelung dieses Bedarfs nothwendig, um entweder Vorkehrungen gegen den Mangel treffen, oder Maaßregeln zu zweckmäßiger Verwendung des Überflusses ergreifen zu können.

Unstreitig hat zwar die Bestimmung des Bedarfs und der Mittel zu seiner Befriedigung, seine Schwierigkeiten, doch halte ich für die Wichtigste derselben die bisher nur zu wenig beachtete Feststellung des Begriffs von dem wahren Holzbedarf eines Staats oder einer Provinz, und unter welchen Verhältnissen also mit Recht Holzmangel für einen Staat zu befürchten sey.

Lassen wir uns dadurch nicht irre leiten, daß selbst manche Forstmänner Holzmangel prophezeiet haben. Die Ansichten derselben sind (ich weiß keine Ausnahme) zu einseitig, wenn auch wohlgemeint, und in Bezug auf die Vorschläge zur pfleglichern Erziehung und Nutzung der Waldungen wohl zu berücksichtigen.

Auf die Autorität derselben wird indessen von Vielen, besonders denen, die ein näheres Interesse dabei haben, der Glaube an Holzmangel angenommen, und unter Tausenden von engherzigen, furchtsamen Menschen, ohne nähere Prüfung weiter verbreitet. Gewöhnlich besteht indessen der so sehr gefürchtete Holzmangel nur in der Einbildung.

Eben aber darum, weil die Einbildung des Men-

schen hier mit ins Spiel kommt, ist diese Sache schwieriger zu behandeln, als da, wo man blos mit der gesunden Vernunft zu thun hat, welche an die Gespenster, die Jene sehen will, nicht glaubt, und an der Stelle des befürchteten Holzmangels, meistens nur die Nothwendigkeit erkennt, klüger zu werden, räthlicher als bisher mit dem Holz umzugehen, Surrogate für dasselbe aufzusuchen und anzuwenden, und — die Holzzucht nach richtigern Principien zu betreiben, und nicht zum Theil Männern zu überlassen, welche mit dem wahren Forstmann nichts gemein haben, als — den grünen Rock. Mag indessen immer, wo das Ganze darunter nicht leidet, die Staatsverwaltung auch auf die eingebildeten Bedürfnisse einer großen Zahl der Einwohner Rücksicht nehmen. Im vorliegenden Fall kann es wenigstens nicht ohne den offenbarsten Nachtheil für den Staat geschehen. Wir wollen dies näher erörtern.

Bei Bestimmung des Begriffs von Holzbedarf und Holzmangel müssen wir immer das Ganze — den Staat — im Auge behalten. In dieser Beziehung kann also unter Mangel, nicht ein unbehagliches Entbehren willkührlicher, also nicht unentbehrlicher Bedürfnisse von Seiten des Einzelnen verstanden werden. Es hängt ja nicht allein von der Willkühr eines Jeden ab, diesen Mangel auf der Stelle zu beseitigen, sondern die Befriedigung selbstgeschaffener Bedürfnisse artet auch in Mißbrauch aus, sobald hierdurch die Befriedigung unentbehrlicher Bedürfnisse gehindert wird.

Wenn es aber Grundsatz der Staatsverwaltung seyn muß, alle Quellen des Staats zur höchsten Nutzbarkeit

zu bringen; so folgt auch, daß sie diejenigen Mißbräuche, welche dem Staate nützliche Quellen des Erwerbs und Wohlstandes verstopfen, auf keine Weise begünstigen, sondern bald thunlichst abzuschaffen bemüht seyn müsse.

Daß nun die in so manchen Gegenden noch herrschende Holzverschwendung, vorzugsweise zu diesen Mißbräuchen gezählt werden müsse, steht leicht zu erweisen.

Je größer die Summe des unnütz verschwendeten Holzes ist, eine desto größere Waldfläche ist erforderlich um diese zu decken. Diese ganze Waldfläche ist aber für das Wohl des Staates verlohren, und so gut als gar nicht vorhanden, weil der Ertrag derselben und dessen Verwendung keine wohlthätige Wirkung auf den Staat äußert. Mit dem Aufhören des Mißbrauchs oder der unnützen Verschwendung des Holzes, fängt jene Waldfläche wieder an nutzbar für den Staat zu werden, da entweder der Holzertrag derselben zu nützlichen Zwecken verwendet, oder indem solche in Äcker ec. verwandelt werden, auf solche Weise dem Lande oft einen unzuberechnenden Gewinn und höhern Flor verschaffen kann.

Es ist nach meiner Ansicht sehr unrichtig, einen Staat oder eine Provinz glücklich zu preisen, weil sie einen Überfluß an Waldungen und niedrige Holzpreise hat. Gerade dies ist die Mutter und Pflegerin der Holzverschwendung, gerade hierdurch wird aller Trieb zur Holzersparniß und zu Auffindung und Nutzung anderer Stellvertreter für das Holz unterdrückt, und gerade dies ist der Grund zu einer unvollkommenen, meist nachlässigen, Bewirthschaftung der Forsten, als eines wegen seines geringen Ertrages nur wenig beachteten Gegenstandes.

Man vergleiche nur den allgemeinen Wohlstand einer holzarmen, gegen den einer holzreichen Provinz, und man wird sich in der Regel davon überzeugen können, daß durch die, aus der vermehrten Ackerkultur hervorgehende höhere Production, und den thätigern Handel und Wandel, in den holzarmen Provinzen, ein, gegen die holzreichen Landestheile auffallender Wohlstand herrscht, welcher die Bewohner derselben wohl in den Stand setzt, auch das zehnfach theurere Holz ohne schmerzliches Opfer zu bezahlen.

Wenn also die Holzverschwendung in so mancher Hinsicht dem Wohl des Staats nachtheilig und seinem fortschreitenden Flor hinderlich ist; so kann wohl nicht mehr in Abrede gestellt werden, daß solche eine der schädlichsten Mißbräuche sey, welche die Staatsverwaltung nicht nur nichts dulden, sondern auch auf alle Weise abzuschaffen suchen müsse.

In vielen Gegenden unseres Vaterlandes wird noch jährlich auf eine unverzeihliche Weise eine große Masse von Holz unnütz verschwendet, indessen offenbar, wenn der jetzige Holzverbrauch zum Maaßstab genommen, und weder daran gedacht wird, durch zweckdienliche Feuerungsanstalten und Einrichtungen, Holz zu ersparen, noch die, oft in großer Menge vorhandenen, aber unbenutzten Holzsurrogate in Anwendung zu bringen, Holzmangel befürchtet werden muß; wo aber unter Anwendung der zur Holzersparniß und zum Ersatz des Holzes durch anderes Brennmaterial vorhandenen und bekannten Mittel, nicht allein kein Holzmangel zu befürchten, sondern vielmehr Überfluß vorhanden seyn würde. Ein Beispiel wird den

Nachtheil auf der einen und den Vortheil auf der andern Seite deutlicher vor Augen legen.

Eine Provinz habe überhaupt 600,000 Morgen Waldgrund. Diese hätten bisher zwar den jährlichen Verbrauch von 200,000 Klaftern Holz gedeckt, da aber durch schlechte Bewirthschaftung ein Theil dieser Waldungen so sehr heruntergekommen, daß der bisherige Bedarf bei weitem nicht mehr nachhaltig erfolgen könne, so sey das Publikum wegen bevorstehendem Holzmangel in großen Sorgen.

Es fände sich indessen bei Erwägung der bestehenden großen Holzverschwendung, daß bei nur einigermaßen zweckmäßigeren und leicht ausführbaren Einrichtungen mindestens $\frac{1}{8}$ des ganzen Verbrauchs an Holz erspart werden könne. Auch habe man durch genaue Untersuchung und Überschläge gefunden, daß durch bisher unbenutzten Torf künftig $\frac{1}{4}$ der ganzen jetzigen Consumtion (oder 50,000 Klafter Holz) gedeckt werden könne, und wolle man die leichte Einfuhr der benachbarten Steinkohlen, so wie, wegen des noch ungewissen Erfolgs, ein neuentdecktes Braunkohlenwerk, um bei dem Überschlag sicher zu gehen, vor der Hand noch gar nicht berücksichtigen. Da nun also 25,000 Klafter durch Ersparung, und 50,000 Klafter durch den Torf, von der bisherigen Consumtion ad 200,000 Klafter gedeckt werden, so blieben als würklicher Holzbedarf für die Folge nur noch 125,000 Klafter übrig, zu deren Deckung, nach den vorgenommenen Untersuchungen, 375,000 Morgen gehörig bestandener Waldgrund erforderlich sind. Es bleiben also von

der ganzen Waldmasse ad 600,000 Morg., 225,000 Morg. zur anderweitigen Disposition des Staates übrig.

Diese ganze Fläche war bisher für den Staat so gut als gar nicht vorhanden, da der Naturalertrag derselben theils ganz erspart, theils durch andere bisher noch unbenutzte Materialien ersetzt werden konnte, mithin keine wohlthätige Wirkung auf das Ganze äußerte. — Man verwechsele hier nicht die Staatscasse, welche die Revenüen aus dieser Waldfläche zog, mit dem Staate selbst, denn gesetzt die Casse erhielt durch eine anderweite Benutzung jener 225,000 Morgen Wald keine höhere Einnahme aus dieser Fläche als bisher, so kann es doch dem Staate keineswegs gleichgültig seyn, ob die Producte aus jener Waldfläche unnütz verschwendet, oder zur Hervorbringung nützlicher Erzeugnisse verwendet werden, und also hierdurch thätig zur Erhöhung des Landesflors mitwirken. — Erwägen wir nun den großen Nutzen, welcher dem Staate oder einer Provinz, wenn sich der Boden anders hierzu eignet, aus der Verwendung dieser 225,000 Morgen zur Ackerwirthschaft, oder aber zu Fabrikanlagen und deren Betrieb erwachsen kann, so wird uns auch der Verlust deutlicher, welchen der Staat bisher getragen hat, indem eine so große Fläche für das Wohl des Landes unnutzbar blieb.

Bei der Umwandlung von Wald in Ackerland ꝛc. verdient auch noch der Umstand einer besonderen Berücksichtigung, daß aus dem Verkauf des Holzes, welches sich auf dieser zur Veräußerung bestimmten Waldfläche befindet, noch eine bedeutende Summe erlöst wird, welche, zur Beförderung der Landesindustrie verwendet, ebenfalls

Seite

VI. Neuigkeiten.

Einige Notizen über die Jagd im Würtembergischen . 115

VII. Anekdoten.

1) Seltene Dreistigkeit eines Fuchses 118
2) Taub- und Blindheit der Auerhähne zur Balzzeit . 118
3) Das versetzte Storchnest 121

VIII. Gedichte.

1) Jägers Morgen 125
2) Försterstun 127
3) Warum ist der Eschenbaum so selten 128
4) Jägerlied 129

IX. Anstellungen, Beförderungen und Ehrenbezeugungen 131

X. Anfrage 137

XI. Sachen vermischten Inhalts.

1) Über die Regulirung einer Holztaxe 137
2) Beitrag zur Naturgeschichte des Iltis 154
3) Eine merkwürdige Eiche 155

I.

Abhandlungen.

1) Staatswirthschaftliche Ansicht über Holzbedarf, Holzmangel und Sicherstellung dagegen.

Das Wohl eines Staats beruht auf genauer Kenntniß und sorgfältiger Benutzung aller Quellen, welche die Subsistenzmittel der Einwohner sichern und vervielfältigen, und den Erwerb derselben befördern und erleichtern können. Mit den Fortschritten hierin wächst zugleich auch die politische Kraft eines Staats und vervielfältigen sich die Mittel, zu einer glücklichen Existenz für den Einzelnen.

Die nächste Sorge der Staatsverwaltung begreift natürlich die Sicherung der ersten Bedürfnisse der Einwohner oder der Subsistenzmittel. Daß hierunter auch das Holz gezählt werden müsse, wird Niemand bezweifeln.

Wenn nun die Bewohner eines Staats gegen Holzmangel gesichert werden sollen, so leitet uns dies zunächst auf die nähere Untersuchung und Würdigung derjenigen Quellen, welche zu Befriedigung des Holzbedarfs

vorhanden sind, und schon benutzt werden, oder doch künftig benutzt werden können.

Um aber beurtheilen zu können, in wie fern solche zu den wirklichen Bedürfnissen des Staats im Verhältniß stehen, ist eine Ausmittelung dieses Bedarfs nothwendig, um entweder Vorkehrungen gegen den Mangel treffen, oder Maaßregeln zu zweckmäßiger Verwendung des Überflusses ergreifen zu können.

Unstreitig hat zwar die Bestimmung des Bedarfs und der Mittel zu seiner Befriedigung, seine Schwierigkeiten, doch halte ich für die Wichtigste derselben die bisher nur zu wenig beachtete Feststellung des Begriffs von dem wahren Holzbedarf eines Staats oder einer Provinz, und unter welchen Verhältnissen also mit Recht Holzmangel für einen Staat zu befürchten sey.

Lassen wir uns dadurch nicht irre leiten, daß selbst manche Forstmänner Holzmangel prophezeiet haben. Die Ansichten derselben sind (ich weiß keine Ausnahme) zu einseitig, wenn auch wohlgemeint, und in Bezug auf die Vorschläge zur pfleglichern Erziehung und Nutzung der Waldungen wohl zu berücksichtigen.

Auf die Autorität derselben wird indessen von Vielen, besonders denen, die ein näheres Interesse dabei haben, der Glaube an Holzmangel angenommen, und unter Tausenden von engherzigen, furchtsamen Menschen, ohne nähere Prüfung weiter verbreitet. Gewöhnlich besteht indessen der so sehr gefürchtete Holzmangel nur in der Einbildung.

Eben aber darum, weil die Einbildung des Men-

schen hier mit ins Spiel kommt, ist diese Sache schwieriger zu behandeln, als da, wo man blos mit der gesunden Vernunft zu thun hat, welche an die Gespenster, die Jene sehen will, nicht glaubt, und an der Stelle des befürchteten Holzmangels, meistens nur die Nothwendigkeit erkennt, klüger zu werden, räthlicher als bisher mit dem Holz umzugehen, Surrogate für dasselbe aufzusuchen und anzuwenden, und — die Holzzucht nach richtigern Principien zu betreiben, und nicht zum Theil Männern zu überlassen, welche mit dem wahren Forstmann nichts gemein haben, als — den grünen Rock. Mag indessen immer, wo das Ganze darunter nicht leidet, die Staatsverwaltung auch auf die eingebildeten Bedürfnisse einer großen Zahl der Einwohner Rücksicht nehmen. Im vorliegenden Fall kann es wenigstens nicht ohne den offenbarsten Nachtheil für den Staat geschehen. Wir wollen dies näher erörtern.

Bei Bestimmung des Begriffs von Holzbedarf und Holzmangel müssen wir immer das Ganze — den Staat — im Auge behalten. In dieser Beziehung kann also unter Mangel, nicht ein unbehagliches Entbehren willkührlicher, also nicht unentbehrlicher Bedürfnisse von Seiten des Einzelnen verstanden werden. Es hängt ja nicht allein von der Willkühr eines Jeden ab, diesen Mangel auf der Stelle zu beseitigen, sondern die Befriedigung selbstgeschaffener Bedürfnisse artet auch in Mißbrauch aus, sobald hierdurch die Befriedigung unentbehrlicher Bedürfnisse gehindert wird.

Wenn es aber Grundsatz der Staatsverwaltung seyn muß, alle Quellen des Staats zur höchsten Nutzbarkeit

zu bringen; so folgt auch, daß sie diejenigen Mißbräuche, welche dem Staate nützliche Quellen des Erwerbs und Wohlstandes verstopfen, auf keine Weise begünstigen, sondern bald thunlichst abzuschaffen bemüht seyn müsse.

Daß nun die in so manchen Gegenden noch herrschende Holzverschwendung, vorzugsweise zu diesen Mißbräuchen gezählt werden müsse, steht leicht zu erweisen.

Je größer die Summe des unnütz verschwendeten Holzes ist, eine desto größere Waldfläche ist erforderlich um diese zu decken. Diese ganze Waldfläche ist aber für das Wohl des Staates verlohren, und so gut als gar nicht vorhanden, weil der Ertrag derselben und dessen Verwendung keine wohlthätige Wirkung auf den Staat äußert. Mit dem Aufhören des Mißbrauchs oder der unnützen Verschwendung des Holzes, fängt jene Waldfläche wieder an nutzbar für den Staat zu werden, da entweder der Holzertrag derselben zu nützlichen Zwecken verwendet, oder indem solche in Äcker ec. verwandelt werden, auf solche Weise dem Lande oft einen unzuberechnenden Gewinn und höhern Flor verschaffen kann.

Es ist nach meiner Ansicht sehr unrichtig, einen Staat oder eine Provinz glücklich zu preisen, weil sie einen Überfluß an Waldungen und niedrige Holzpreise hat. Gerade dies ist die Mutter und Pflegerin der Holzverschwendung, gerade hierdurch wird aller Trieb zur Holzersparniß und zu Auffindung und Nutzung anderer Stellvertreter für das Holz unterdrückt, und gerade dies ist der Grund zu einer unvollkommenen, meist nachlässigen, Bewirthschaftung der Forsten, als eines wegen seines geringen Ertrages nur wenig beachteten Gegenstandes.

Man vergleiche nur den allgemeinen Wohlstand einer holzarmen, gegen den einer holzreichen Provinz, und man wird sich in der Regel davon überzeugen können, daß durch die, aus der vermehrten Ackerkultur hervorgehende höhere Production, und den thätigern Handel und Wandel, in den holzarmen Provinzen, ein, gegen die holzreichen Landestheile auffallender Wohlstand herrscht, welcher die Bewohner derselben wohl in den Stand setzt, auch das zehnfach theurere Holz ohne schmerzliches Opfer zu bezahlen.

Wenn also die Holzverschwendung in so mancher Hinsicht dem Wohl des Staats nachtheilig und seinem fortschreitenden Flor hinderlich ist; so kann wohl nicht mehr in Abrede gestellt werden, daß solche eine der schädlichsten Mißbräuche sey, welche die Staatsverwaltung nicht nur nichts dulden, sondern auch auf alle Weise abzuschaffen suchen müsse.

In vielen Gegenden unseres Vaterlandes wird noch jährlich auf eine unverzeihliche Weise eine große Masse von Holz unnütz verschwendet, indessen offenbar, wenn der jetzige Holzverbrauch zum Maaßstab genommen, und weder daran gedacht wird, durch zweckdienliche Feuerungsanstalten und Einrichtungen, Holz zu ersparen, noch die, oft in großer Menge vorhandenen, aber unbenutzten Holzsurrogate in Anwendung zu bringen, Holzmangel befürchtet werden muß; wo aber unter Anwendung der zur Holzersparniß und zum Ersatz des Holzes durch anderes Brennmaterial vorhandenen und bekannten Mittel, nicht allein kein Holzmangel zu befürchten, sondern vielmehr Überfluß vorhanden seyn würde. Ein Beispiel wird den

Nachtheil auf der einen und den Vortheil auf der andern Seite deutlicher vor Augen legen.

Eine Provinz habe überhaupt 600,000 Morgen Waldgrund. Diese hätten bisher zwar den jährlichen Verbrauch von 200,000 Klaftern Holz gedeckt, da aber durch schlechte Bewirthschaftung ein Theil dieser Waldungen so sehr heruntergekommen, daß der bisherige Bedarf bei weitem nicht mehr nachhaltig erfolgen könne, so sey das Publikum wegen bevorstehendem Holzmangel in großen Sorgen.

Es fände sich indessen bei Erwägung der bestehenden großen Holzverschwendung, daß bei nur einigermaßen zweckmäßigeren und leicht ausführbaren Einrichtungen mindestens $\frac{1}{4}$ des ganzen Verbrauchs an Holz erspart werden könne. Auch habe man durch genaue Untersuchung und Überschläge gefunden, daß durch bisher unbenutzten Torf künftig $\frac{1}{4}$ der ganzen jetzigen Consumtion (oder 50,000 Klafter Holz) gedeckt werden könne, und wolle man die leichte Einfuhr der benachbarten Steinkohlen, so wie, wegen des noch ungewissen Erfolgs, ein neuentdecktes Braunkohlenwerk, um bei dem Überschlag sicher zu gehen, vor der Hand noch gar nicht berücksichtigen. Da nun also 25,000 Klafter durch Ersparung, und 50,000 Klafter durch den Torf, von der bisherigen Consumtion ad 200,000 Klafter gedeckt werden, so blieben als würklicher Holzbedarf für die Folge nur noch 125,000 Klafter übrig, zu deren Deckung, nach den vorgenommenen Untersuchungen, 375,000 Morgen gehörig bestandener Waldgrund erforderlich sind. Es bleiben also von

der ganzen Waldmasse ad 600,000 Morg., 225,000 Morg. zur anderweitigen Disposition des Staates übrig.

Diese ganze Fläche war bisher für den Staat so gut als gar nicht vorhanden, da der Naturalertrag derselben theils ganz erspart, theils durch andere bisher noch unbenutzte Materialien ersetzt werden konnte, mithin keine wohlthätige Wirkung auf das Ganze äußerte. — Man verwechsele hier nicht die Staatscasse, welche die Revenüen aus dieser Waldfläche zog, mit dem Staate selbst, denn gesetzt die Casse erhielt durch eine anderweite Benutzung jener 225,000 Morgen Wald keine höhere Einnahme aus dieser Fläche als bisher, so kann es doch dem Staate keineswegs gleichgültig seyn, ob die Producte aus jener Waldfläche unnütz verschwendet, oder zur Hervorbringung nützlicher Erzeugnisse verwendet werden, und also hierdurch thätig zur Erhöhung des Landesflors mitwirken. — Erwägen wir nun den großen Nutzen, welcher dem Staate oder einer Provinz, wenn sich der Boden anders hierzu eignet, aus der Verwendung dieser 225,000 Morgen zur Ackerwirthschaft, oder aber zu Fabrikanlagen und deren Betrieb erwachsen kann, so wird uns auch der Verlust deutlicher, welchen der Staat bisher getragen hat, indem eine so große Fläche für das Wohl des Landes unnutzbar blieb.

Bei der Umwandlung von Wald in Ackerland ꝛc. verdient auch noch der Umstand einer besonderen Berücksichtigung, daß aus dem Verkauf des Holzes, welches sich auf dieser zur Veräußerung bestimmten Waldfläche befindet, noch eine bedeutende Summe erlöst wird, welche, zur Beförderung der Landesindustrie verwendet, ebenfalls

die wohlthätigsten Folgen für den Staat verspricht. Daß es übrigens sehr irrig sey, wenn man glaubte überall den überflüssigen Waldgrund zu Ackerland machen zu können, ist Sache für sich. Diese Operation ist in schlechtem Boden, in zum Ackerbau ungeschickten Gebirgsgegenden ꝛc. nicht anwendbar. Der Landwirth würde bei dergleichen undankbarem Boden nicht bestehen können, sondern verarmen müssen, womit aber dem Staate nicht gedient seyn kann *).

In Fällen also, wo der Boden die Veräußerung des überflüssigen Forstgrundes zu Ackerland nicht zuläßt, muß

---

*) Besonders vorsichtig muß man hierbei in Sandgegenden seyn, weil sonst durch das Ausroden der Waldungen, das Versanden ganzer Strecken veranlaßt werden kann. Warnende Beispiele sind aus unsern eigenen Provinzen zu entnehmen, wo durch die Verwüstung der Wälder, der Boden seiner Decke, seines Schattens und seiner Feuchtigkeit, mithin auch seiner Fruchtbarkeit beraubt und ausgedörrt von den brennenden Sonnenstrahlen am Ende treibend (in Sandschollen verwandelt) wird, und dadurch auch von dem angrenzenden tragbaren Lande immer mehr versandet, und zur Fruchtproduction unfähig gemacht wird. Auch spürt man in solchen Sandgegenden im Allgemeinen den Einfluß hiervon auf die Fruchtbarkeit des bebauten Landes, weil in dem von der Sonne ausgebrannten Boden, selbst die Quellen versiegen, die Ausdünstung des Bodens und der so wohlthätige Thau verhindert wird, und selbst die Winde, welche sonst große waldreiche, also auch kühle und feuchte Strecken durchzogen, und den Feldern nährende Stoffe brachten, nun, da sie meist nur dürre Flächen berühren, nur noch mehr zur Austrocknung und Unfruchtbarmachung des Bodens beitragen.

man freilich hierauf Verzicht thun. Um jedoch denselben für den Staat möglichst nutzbar zu machen, muß man alles anwenden, um durch Anlegung Holz consumirender Fabriken und Gewerbe die Produkte desselben so vortheilhaft als möglich zu verwenden.

Gesetzt aber die zur Ackerkultur erforderliche Bodenqualität und Lage sey vorhanden, so entsteht doch noch die Frage: werden in anderer Hinsicht, durch die Entziehung z. B. jener 225,000 Morgen für den Holzwuchs, nicht nachtheilige Folgen für die Provinz erwachsen?

Es dürften hier vorzüglich zwei Fälle zu berücksichtigen seyn, nämlich:

1) wird der Ausfall von einer so bedeutenden Masse Holz, welche durch das Ausroden einer so großen Waldfläche jährlich weniger producirt wird, nicht nachtheilig auf Bevölkerung und das Steigen der Fabriken und Gewerbe wirken? und

2) wird die Viehzucht nicht darunter leiden, wenn eine so große Fläche der Viehweide entzogen wird?

Es würde hierauf ad 1) zu erwiedern seyn:

Wenn, wie oben bestimmt worden, für die Nachhaltigkeit des erforderlichen Brennmaterials gesorgt worden, so wird vorerst ein Jeder seinen nothwendigen Bedarf befriedigen können. Diejenigen aber, welche aus Vorurtheil ꝛc. ihren bisherigen verschwenderischen Verbrauch an Holz nicht einschränken, und noch weniger Torf oder Steinkohlen statt des Holzes verwenden wollen, werden sich vorerst auf alle Weise bemühen, ihr bisheriges Holzquantum sich auch ferner noch zu verschaffen. Diese Concurrenz aber wird eine Steigerung der Holzpreise

veranlaſſen. Da indeſſen der wirkliche Bedarf an Brennmaterial in reichlichem Maaße vorhanden iſt, ſo kann das Steigen der Holzpreiſe keine nachtheilige Rückwirkung auf das Wohl des Staats haben, im Gegentheil, durch die erhöheten Holzpreiſe wird der Ertrag, folglich auch der Capitalwerth der Waldungen ſteigen, mithin wird der Staat dadurch um ſo viel reicher. Überdies wird nach allen bisherigen Erfahrungen, der höhere Holzpreis zur Folge haben, daß man Mittel erdenken, oder ſchon aufgefundene einführen werde, wodurch Brennmaterial, vorzüglich Holz, erſpart wird. Höhere Holzpreiſe werden ferner die Privatwaldbeſitzer zu beſſerer Pflege ihrer Waldungen und die Grundbeſitzer aufmuntern, auf ihrem Eigenthum an dazu ſchicklichen Plätzen, ſelbſt Holz zu erziehen, wozu ſich ſo vielfältige Gelegenheit zeigt, und manche Gegenden Deutſchlands ſchon mit gutem Beiſpiel vorangegangen ſind, wo man z. B. die Wieſen und andere Grundſtücke mit Pappeln und Weiden, die Häuſer und Höfe mit Eichen, Eſchen ꝛc. umpflanzt und die zum Ackerertrag untauglichen Anberge, Raine, Koppen, zu trockene Äcker ꝛc. mit Kiefern, Lerchen oder Fichten anſäet, ſo daß der Grundeigenthümer für die Folge vielleicht ſeinen ganzen Holzbedarf ſelbſt erzieht, oder wohl gar zuweilen noch ein Stück Geld aus verkauftem Holz erlöſt.

Welch ein weites Feld dem ſpeculativen Kopf und dem kräftigen Willen hier noch zu bearbeiten bleibe, und wie wenig der Holzertrag der Staatswaldungen von dem Publico künftig in Anſpruch genommen zu werden brauchte, wenn jeder Familienvater die Einführung holzſparen-

der Feuerungen, und jeder Grundeigenthümer auch die Erziehung von Holz bezweckte, überlasse ich, wie billig, der eigenen Beurtheilung, da sich Berechnungen hierüber nicht wohl anlegen lassen. Inzwischen wird uns aus Obigem folgendes Resultat zu ziehen erlaubt seyn. Wenn der Erfolg einer solchen Staatsoperation darin besteht, daß auf der einen Seite die Holzconsumtion durch Ersparnisse und Surrogate vermindert, auf der andern Seite aber die Production an Brennmaterial bedeutend zunehmen wird, indem eines Theils die Torfgräbereien ꝛc. besser benutzt, andern Theils ohne Zweifel bei erfolgenden höheren Holzpreisen auch der Holzanbau thätiger und auch von den einzelnen Grundbesitzern mit mehr Sorgfalt und Eifer betrieben werden wird, als von demselben Gewinn zu hoffen, und die Preise des Holzes mit denen der übrigen Ackerprodukte ins richtige Verhältniß kommen, welches darin besteht, daß ein Morgen Wald eben so viel einbringen muß, als ein Morgen Ackerland von derselben Qualität. Und wenn endlich bei dem zunehmenden Wohlstand eines Staats die steigenden Preise der Bedürfnisse keine nachtheilige Rückwirkung auf das Wohl des Staats selbst haben, — wovon England einen auffallenden Beweis giebt; so scheint es keinem Zweifel mehr unterworfen zu seyn, daß die Staatsverwaltung darüber unbesorgt seyn könne, daß die Entziehung einer so großen Fläche für die Holzzucht, künftig der steigenden Bevölkerung und dem höheren Flor der Fabriken hinderlich seyn werde. Zur Erörterung

ad 2) so wird es ebenfalls nicht schwierig zu erwei-

sen seyn, daß durch die Veräußerung einer so großen Waldfläche und respective Viehhuthe, die Viehzucht selbst nicht leiden werde.

Die großen Nachtheile der Waldweide für die Ackerwirthschaft sind so oft schon durch Ökonomieverständige gründlich auseinandergesetzt und gerügt worden, daß ich solche als bekannt annehmen darf. Da nun auch auf der andern Seite der Beweis hiervon vielfältig und klar vor Augen liegt, indem so manche Gegenden Deutschlands, wo die Stallfütterung eingeführt worden, und die Waldweide aufgehört hat, gerade von diesem Zeitpunkt an, auffallend an Wohlstand zugenommen haben; so können wir wohl ohne Bedenken annehmen, daß z. B. die Entziehung jener 225,000 Morgen Wald für die Viehhuthe, keinen Nachtheil auf die Viehzucht in der Provinz haben werde, um so weniger, da die mit Huthe berechtigten Einwohner für ihre Gerechtsame von jenen 225,000 Morg. entschädigt werden.

Aus dem Vorgesagten wird zur Genüge hervorgehen, daß es zum großen Nachtheil des Staats gereichen müsse, wenn bei Sicherung der Holzbedürfnisse einer Provinz auch die eingebildeten Bedürfnisse der Einwohner berücksichtigt werden, und die Staatsverwaltung für deren nachhaltige Befriedigung zu sorgen sich verpflichtet halten wollte, und es wird ferner sich hieraus resultiren lassen, daß der richtige Begriff von Holzbedarf und von Holzmangel in einem Staate folgender seyn müsse.

Das wahre Holzbedürfniß eines Staates

begreift diejenige Quantität, welche weder durch Ersparniß, noch durch andere Feuerungsmaterialien gedeckt werden kann, und Holzmangel entsteht also, wenn dieses unentbehrliche und auf keine andere Weise zu deckende Holzquantum aus den vorhandenen Waldungen nicht mehr nachhaltig abgegeben werden kann. Endlich wird sich auch noch hieraus ergeben, daß sofern für das dermalige Bedürfniß hinreichend gesorgt ist, es nicht zu befürchten sey, daß Holzmangel dem Steigen der Fabriken und der Bevölkerung eines Staates künftig hinderlich seyn werde, da in gleichem Maaße, wie die Holzbedürfnisse wachsen, und die Preise steigen, die Holzersparniß vervollkommnet und die Holznachzucht thätiger und allgemeiner betrieben werden wird.

Hiernach wollen wir nur noch kürzlich das Verfahren andeuten, welches bei Ausmittelung und Sicherstellung des wirklichen Holzbedarfs eines Staates zu beobachten ist. Wenn der Begriff von Holzbedarf in einem Staate festgestellt ist, so wird hiernach zur Ausmittelung des Bedarfs selbst, und sodann derjenigen Quellen geschritten, welche zu Befriedigung und Sicherung dieses Bedarfs vorhanden sind.

Der Bedarf geht hervor, aus der Untersuchung der totalen Consumtion, oder dem, aus sämmtlichen Staats- und Privatwaldungen bisher abgegebenen Holz, nach Abzug dessen, was notorisch durch leicht ausführbare Ersparniß und durch den Mehrgewinn an anderem, die Stelle des Holzes vertretenden, bisher ungenutzten Brennmaterial, entübrigt werden kann.

Hieraus ergiebt sich die Nothwendigkeit einer vorherigen genauen Untersuchung und Ausmittelung, wieviel durch bessere Benutzung der Torfstiche, der Braun- und Steinkohlenwerke, mehr als bisher an Brennmaterial gewonnen, und wieviel, nach seiner Wirkung berechnet, hierdurch an Holz erspart werden kann, sodann, was nach allgemeiner Beurtheilung des Holzverbrauchs zu den Feuerungen der Provinz, gegen denjenigen in andern Gegenden, wo (— ich will nicht sagen, die Holzsparkunst bereits aufs höchste gestiegen —) doch durchgängig räthlicher im Verbrauch verfahren wird, notorisch erspart werden kann *).

Die Befriedigung und Sicherung des Holzbedarfs geschieht, indem man nach richtiger Ertragsausmittelung eine hinreichend große Waldfläche in gehöriger Vertheilung nach der Lage der bewohnten Orte, zur Deckung

*) Dieser Maaßstab hat allerdings viele Unbestimmtheit, allein bei richtiger Auffassung und Beurtheilung des Gegenstandes, wird sich doch gewiß ein der Sache entsprechender Mittelweg finden lassen, welcher dem Wohl des Staats entsprechend, zugleich in der Ausführung anwendbar ist, indem die Forderungen wegen Einschränkung des Holzverbrauchs vorerst nicht zu hoch gespannt, und hierbei nur Mittel berücksichtigt werden müssen, welche so leicht ausführbar sind, daß solche zum Theil nur in dem Willen der Consumenten beruhen dürfen, oder doch nur mit wenigen Kosten und Umständen zu bewerkstelligen sind. Es liegt ja auch schon in der Natur der Sache, daß hier keine zu scharfe Grenzlinie gezogen, und daß bei dem Überschlag die Consumtion lieber etwas höher, als zu gering angeschlagen werden müsse.

des nun bekannten Bedarfs bestimme, und dabei nicht versäumt, die Gewinnung des Torfs ꝛc. als Stellvertreter des Holzes auf das Thätigste zu betreiben.

Hierbei können drei verschiedene Fälle vorkommen. Entweder die vorhandene Waldfläche reicht gerade hin, die erforderlichen Holzbedürfnisse zu decken, oder es ist zu diesem Behuf nicht genug Waldfläche, oder es ist deren überflüssig vorhanden. Das Verfahren im ersten Fall bedarf keiner weiteren Erörterung. Im zweiten Fall müssen alle Mittel angewendet werden, um die noch fehlende Fläche in Holzwuchs zu bringen, welches, wenn keine dem Staate angehörigen Waldblößen ꝛc. mehr vorhanden wären, ohne Frage mit dadurch bewirkt werden müßte, daß man die wenigst einträglichen Domainenländereien der Holzzucht, der sie ja früher auch entzogen worden sind, wieder zurückgäbe, nächstdem aber alle Communalbehörden durch gemessene Vorschriften auf das Strengste zum schleunigen Holzanbau verpflichtete, Prämien dafür aufstellte, polizeyliche Strafen, welche von Zeit zu Zeit erhöhet werden müßten, auf alle Holzverschwenderische Feuerungen setzte, so wie, daß es dem Publikum so leicht und angenehm als möglich gemacht würde, holzsparende Öfen und Feuerheerde anzulegen, indem dergleichen, auf Kosten des Staats, auf den Eisenhütten gegossen, und mittelst allenthalben anzulegender Magazine um billigen Preis zum Verkauf gestellt würden; daß die Staatsverwaltung überall mit gutem Beispiel voranginge, und in allen öffentlichen Anstalten, auf den Domainenämtern und in allen herrschaftlichen Gebäuden holzersparende Öfen und Heerde anlegen, auch wo es,

thunlich bei denselben Torf ꝛc. zur Ersparung des Holzes anwenden ließe, daß man endlich, wenn keine unschädlicheren Mittel mehr aufzufinden, die Entbehrlichsten von den Holz consumirenden Fabriken eingehen ließe, übrigens aber alle nur mögliche Sorgfalt auf die Entdekkung anderer Brennmaterialien verwendete, und deren Ankauf den Einwohnern möglichst erleichterte.

Im dritten Fall, wo mehr Waldfläche vorhanden, als zu Deckung der Bedürfnisse erforderlich ist, müßte dieser Waldgrund vor Allem dazu verwendet werden, alle auf den übrigen Waldungen lastende Berechtigungen damit abzufinden. Der Rest wird zu Ackerland veräußert, wenn Boden und Lage solches begünstigt, wo nicht, muß man suchen den Ertrag dieser Fläche, durch Anlegung Holz consumirender Fabriken und Gewerbe auf eine für den Staat nützliche Weise zu verwenden, oder man muß aus dem Handel mit Holz und Kohlen ins Ausland oder entferntere Gegenden, wo Mangel ist, Vortheil zu ziehen suchen.

Zum Schluß sey mir erlaubt, eine, wie mir scheint, nicht unwichtige Anmerkung beizufügen.

Man hat Landesökonomie-Kommissionen, warum beschäftigt sich ein Zweig derselben nicht lediglich mit der Holzökonomie? Die Verhältnisse mögen seyn welche sie wollen, d. h. der Staat mag Überfluß oder Mangel an Holz haben, immer würde dies, vorausgesetzt, daß die Bearbeitung Männern von Sachkenntniß zu Theil würde, welche auch zugleich Eifer und Liebe für die Sache beseelte, sehr wichtig und lohnend für das Wohl des Ganzen seyn. Denn wird zugegeben, daß es Grundsatz

für

für die Staatsverwaltung seyn müsse, alle Quellen der Ernährung und des Erwerbs zur höchsten Nutzung zu bringen, so wird auch zugegeben werden müssen, daß es einer Holzökonomiekommission nie an wichtigen Gegenständen zur Bearbeitung fehlen wird; selbst dann nicht, wenn der Staat Überfluß an Waldungen hätte, in welchem Fall der Zweck nur modificirt oder erweitert, übrigens aber nach denselben Grundsätzen verfahren werden müßte. Denn so wie die Tendenz der Holzökonomiekommission immer dahin gehen muß, bei allen Feuerungen mit wenigstmöglichem Material die größtmöglichste Wirkung hervorzubringen, und hierdurch an Material zu ersparen, um solches zu andern, für den Staat nützlichen Zwecken verwenden zu können; so wird solche natürlich bei bestehendem Überfluß an Brennmaterial, mit obigem Zweck auch noch den verbinden, diesen Überfluß auf die für den Staat nützlichste Weise zu verwenden. Und indem solche bemühet wäre, durch Aurodung der überflüssigen Waldungen zu Ackerland, oder Anlegung von Holz consumirenden Fabriken und Gewerben, dem Staate neue Quellen des Betriebs und Wohlstandes zu eröffnen, eben so auf der andern Seite, sowohl durch Vorbeugung unnützer Verschwendung, als durch Aufsuchung und Vermehrung, vorzüglich des unterirdischen Brennmaterials, und Förderung der Holzerziehung von Seiten der Privatgrundbesitzer, auf, zu anderm Behuf unnutzbaren Stellen, — diese Quellen zu immer höher steigendem Betrieb und Erwerb, zum Vortheil des Ganzen, zu vermehren und zu erweitern.

Es ist hier überall nur von Brennmaterial die Rede

gewesen, daß inzwischen eine solche Holzökonomiekommission ebenfalls durch Berücksichtigung der ökonomischeren Verwendung des Bau- und Nutzholzes, und Aufsuchung zweckgemäßer Surrogate für dasselbe dem Staate sehr nützlich werden könne, wird Niemand bezweifeln, dem nur einigermaaßen die noch an so vielen Orten stattfindende große Verschwendung dieser meistens schon so selten gewordenen Holzsortimente bekannt ist.

von Mülmann.

---

2) Über die Kopfholzzucht im Alt-Bergischen.

Ganz eigenthümlich ist die Kopfholzzucht in dem ehemaligen Herzogthume Berg. In dem größten bergigten Theile desselben kennt wenigstens der Privatmann keine andere Waldwirthschaft. Alle Holzarten, sogar die Eichen, werden auf diese Art behandelt; denn man findet Waldstrecken von mehreren tausend Morgen, welche einzig mit Eichenkopfstämmen bestanden sind. Diese Behandlung ist durch das Bedürfniß entstanden, die Waldweide und Streubenutzung mit der Holzzucht zu verpaaren.

Die Bewirthschaftungs-Methode ist kurz diese: Sobald der gepflanzte oder aus dem Saamen erwachsene Stamm die Stärke von 3 bis 4 Zoll Durchmesser erreicht hat, wird er auf 6 bis 8 Fuß Höhe mit einem breiten, scharfen Beile gewöhnlich an einer Stelle geköpft, unter welcher ein Zugreiß steht. Der so behandelte Baum bil-

bet nun eine Krone. Sobald sich auf dieser ein Ausschlag von 4 bis 5 Zoll Durchmesser am untern Ende findet, klettert man mit Hülfe einer kurzen Leiter an, oder auf den Stock, und hauet allein das Holz von der angegebenen Stärke scharf und glatt am Kopfe herunter. In Walddistrikten, wo das Holz stark zuwächst, nimmt man diese Plenterung alle zwei Jahre, in minder wüchsigen Waldungen alle drei oder vier Jahre vor. So, wie die alten Kopfstämme nach und nach eingehen, werden selbige durch Pflanzung ersetzt, und seitdem man anfängt, die Viehweide mehr aus den Waldungen zu verbannen, auch durch die natürliche Besamung ergänzt, wo lichtere Stellen dieses gestatten.

Wirklich finde ich bei einer kleinen Waldwirthschaft diese Methode, bei dem allgemeinen Bedürfniß der Waldstreu zur Düngung der Felder, sehr angemessen. Denn der Private ist bei dieser ganz einfachen Bewirthschaftungs-Methode eines nachhaltigen Holzertrages gesichert, und er kann das jährlich abfallende Laub nach Willkühr zur Streu benutzen.

Jede Holzart, selbst die May- oder Rothbuche, die bei dem kahlen Abtrieb des Oberholzes meistens abstirbt, kann diese Behandlung sehr gut ertragen. Man findet Rothbüchen-Kopfstämme, welche von Jugend auf also behandelt wurden, bei einem Durchmesser von 5 bis 6 Fuß, noch ganz fest, und sie gestatten als Nutzholz, wegen wimmerichten Wuchses, einen dem Ulmenholze fast gleichen Gebrauch.

Die gefällten Stockausschläge werden im Walde auf 3½ Fuß Länge eingekürzt, und werden so als Ganz- oder

Halbhölzer (halb so dicke) unter der allgemeinen Benennung von Klöppelholz, nach der Zahl verkauft; die untern Theile der abgängigen Kopfstämme werden in gleich starke Stücke von 4 bis 5 Zoll dick, und 3½ Fuß lang gespalten, und eben so nach der Zahl verkauft. Die Stockkronen, und jene Theile, welche sich nicht in Stücke von der angegebenen Länge spalten lassen, werden mit der Säge in 2½ Fuß lange Stücke zerschnitten und verkohlt; das Reisholz und alles geringe Prügelholz unter 2 Zoll dick wird sorgfältig gesondert. Jenes wird in 6 bis 7 Zoll dicke, und 2½ Fuß lange Wellen (Schanzen) gebunden, welche vermittelst eines gabelförmigen Reises oder Forke, und einem Ginsternbande zusammengehalten werden. Von dem schwachen Prügelholz wird das Stück, bei noch schwächerem aber zwei Stück, einer solchen Welle gleich gerechnet. Musterhaft ist die Ökonomie bei der Zubereitung dieses Holzsortiments. Jedes kleinste Stückchen Holz, welches gewöhnlich bei der sonstigen Holzreidung verloren geht, wird hier zur Kaufmannswaare benutzt.

Man muß sich wundern, welch einen hohen Holzertrag ein gut bestandener, und regelmäßig behandelter Kopfholzwald liefert. Es giebt deren genug, welche jährlich ein halbes Klafter Holz (à 144 Kubikf. Rheinisch) und 20 Wellen (25 zum Karrenlast) abgeben.

Aus dem Vorhergesagten ist es leicht erklärbar, warum die Kopfholzzucht den hiesigen Waldeigenthümern so heilig ist. Halten sie bei ihrem 2-, 3- oder 4jährigem Umtriebe nur die gewöhnliche Ordnung bei, so haben sie keinen Mißgriff in dem Abtriebe zu besorgen, sie sind

der nachhaltigen Holz- und Streubenutzung und dergleichen jährlichen Einnahme gesichert, und der Wald bleibt durch die nach und nach zu unternehmende geringe Nachpflanzung der abgehenden alten Kopfstämme fast immer in dem nemlichen guten Zustande.

Wilhelm Fromm,

Königl. Preuß. Forstinspektor im Herzogthum Berg.

3) Über die Weinrahmen- oder Weinpfahlzucht am Rheine.

Bekanntlich werden längs dem Rheine die Weinreben an Stöcken in die Höhe geleitet. Am Oberrheine bedient man sich dazu der gespaltenen Kiefernstöcke, am Niederrhein bis zum Siebengebirge aber, so weit noch Wein gezogen wird, der Stangen von Stockausschlägen jeder Holzart; allgemein unter dem Namen von Weinrahmen bekannt. Diese haben gewöhnlich eine Länge von 8 bis 12 Fuß, und am untern Ende eine Dicke von $1\frac{1}{2}$ bis 2 Zoll im Durchmesser. Sie werden aus den Rahmwaldungen, die man nach Boden, Lage und Holzart (prädominirend ist überall die Mai- oder Rothbuche) in zwei- oder drei- bis vierjährigen Umtrieb setzt, mit der Holzhepe ausgepläntert, wobei alles Holz unter Weinrahmendicke sorgfältig geschont wird. Die Wurzelstöcke zieht man gewöhnlich 2 bis 3 Fuß hoch, um sich die Arbeit beim Aushauen der Weinrahmen gemächlicher zu machen. Nachher werden die Rahmen mit einem eige-

nen Instrumente streifenweis von der Rinde entblößt, und sobald sie etwas abgetrocknet sind, auf Schlitten oder Schiebkarren in die Weinberge transportirt. Wie bedeutend der Verbrauch dieser Stangen ist, läßt sich daher entnehmen, daß auf einem mit Weinstöcken gut bestandenen Morgen 1500 Stangen zum Ersatz der Abgängigen jährlich erforderlich sind. *)

Äußerst interessant für jeden Forstmann ist die allgemein eingeführte Methode der Fortpflanzung dieser rothbuchenen Rahmwaldungen. Sie geschieht einzig durch das Einlegen der Zweige. Man nimmt nemlich dazu die im besten Wuchse stehenden rahmdicken Stangen, biegt sie zur Erde, beschwert sie mit aufgelegten Rasen, oder in deren Ermangelung an höhern Berggipfeln mit Steinen, und überdeckt sie einen halben Fuß dick mit Erde. Das Ende der Stange, so wie jeder Nebenzweig von Fingersdicke, wird senkrecht, durch gegengestemmte Rasen, in die Höhe gebogen. Die Zweige, welche in den ersten Jahren ihre Nahrung vom Mutterstocke erhalten, treiben freudig fort, haben nach bewandten Umständen im dritten Jahre schon hinlängliche Wurzel getrieben, und können nun schon des Mutterstammes ent-

*) Die Rahmen von Laubhölzern dauern gewöhnlich nur drei Jahre. Dabei werden sie jedes Jahr ausgenommen, der in der Erde gestandene faule Theil abgehauen und von neuem zugespitzt. Hieraus sieht man, wie vortheilhaft die vielen Blößen mit Kiefern anzulegen sind, welche bei dem guten Boden und milden Klima mit 20 Jahren durchforstet werden können, und dann schon Weinrahmen liefern, welche 6 Jahre und länger unverrückt am Weinstocke dauern.

hören. Ich habe selbst in einem rothbuchenen Hochwalde durch diese Methode angezogene Stämme gefunden, wo das daumendicke Reis des Mutterstammes dem 6 Zoll im Durchmesser starken neuen Reidel noch anhing, der eben so freudig wie die übrigen aus dem Kerne vegetirte.

Ein Wald, der auf oben beschriebene Art frisch verjüngt ist, giebt ein Bild von den bekannten Bananen-Bäumen in Afrika, welche ihre Zweige in die Erde herunterſenken, und so wieder neue Stämme bilden. Er ist ein fast undurchdringliches Dickigt. Ich habe noch keinen regelmäßig behandelten Niederwald gefunden, wo die Wurzelstöcke so nah zusammen gestanden hätten, wie man es hier bei den Rahmstöcken findet. Dieses wird daher erklärbar, weil der Wald bei der zweijährigen Durchplänterung so licht zu stehen kömmt, daß kein Stock, sei er auch noch so schwach, vom andern unterdrückt wird, wie es bei Niederwaldungen von 16- und mehrjährigem Umtriebe immer der Fall ist.

Man zieht die Mai- oder Rothbuche allen übrigen Holzarten vor, weil sie auf dem guten Lehmboden vor allen am schnellsten wächst, einen bessern und dauerhaftern Weinrahmen liefert (die eichenen hält man, der Lohe wegen, für den Weinstock schädlich *), und weil man durch Erfahrung gefunden hat, daß die Stöcke in dem Schatten bessere Lohden treiben, welche freudiger fortwachsen, als die anderer Holzarten.

---

*) Ein sonderbarer Glaube.

D. H.

Der jährliche Ertrag eines solchen mit Rothbuchen-Rahmstöcken gut bestandenen Waldes ist pro Morgen (zu 150 Quadratruthen Köllnisch) 700 bis 900 Weinrahmen, und 200 bis 300 Schanzen, deren 50 eine Karrenlast ausmachen. Rechnet man nun, daß die zu Weinrahmen tauglichen Stockausschläge gewöhnlich ein Alter von acht bis zehn Jahren haben, so liefert ein Morgen im Durchschnitte während zehn Jahren 8000 Weinrahmen und 2500 Schanzen. Ein Ertrag, den wohl der best-bestandene Niederwald bei zehnjährigem Umtriebe nicht aufbringt.

Wilh. Fromm,
Königl. Preuß. Forstinspektor.

4) Versuch einer kurzen Geschichte der Jagd und Jagdwissenschaft, bis zur Erfindung des Schießpulvers.

Eine vollständige Geschichte der Jagd mit philosophischem Geiste und kritischem Blicke bearbeitet, würde, wenn die Materialien dazu aufzufinden sind, eine Geschichte des Ganges der Bildung der Völker, des Geistes ihrer Verfassung und der Tendenz der Volksstimmung seyn. Dem Anscheine nach nur für den neugierigen Jäger interessant, würde sie dem Geschichtsforscher am besten die Charakteristik eines Volkes bis auf eine gewisse Stufe seiner Bildung zu geben im Stande seyn,

da die erste Idee der gesellschaftlichen Verbindung der Völker die Jäger gleichsam erschuf, und die weitere Ausbildung derselben sie wieder in gewisser Art vernichtete. Es bedarf wohl keiner Bemerkung, daß bei diesen fragmentarischen Anführungen nicht diese Ansicht zum Grunde lag als sie gesammelt wurden, aber die Andeutung wird für die nicht überflüßig seyn, welche die Bearbeitung einer Jagdgeschichte für eben so unbelohnend halten, als vielleicht das Jagen selbst.

Die Jagd ist die älteste Beschäftigung der Völker, sie war die ehrwürdigste der Heroen, des eigentlichen Adels der Vorzeit, sie wird ewig eine sehr achtungswerthe des Mannes bleiben, wenn sie auch durch die falschen Ansichten eines verbildeten Zeitalters herabgewürdigt wird; sie muß dem Adel und dem ritterlichen Theile der Völker, auch in den niedern Ständen, natürlich bleiben, so lange in dem ersten der Geist seiner Väter lebt, und ihm die Spuren seiner Entstehung nicht ganz verwischt sind; so lange bei dem letztern die Blüthe des ritterlichen Treibens und Thuns, wozu der Keim oft in der Brust des Bauern wie des Fürsten liegt, nur auf der Jagd hervorbrechen kann, wie das der Fall ist, wenn „die Waffen ruhn, des Krieges Stürme schweigen.“ Sie wird stets dem Stande, dem sie in unsern Tagen besonders zugetheilt ward, dem Forstmanne, ein ehrenvolles Gut seyn, das er bewahren muß als sein theuerstes Kleinod. — Daß der Jäger die Dienste, welche die Völker von ihm forderten, auf dem Erdenflecke, wo wir wohnen, schon in der Vorzeit geleistet hat; daß die gegenwärtige Generation sicher und ruhig unter dem Schutze

seiner Ahnen lebt, kann den Stand doch wohl nicht verächtlich machen. —

Als die Völker begannen, sich von der Gemeinschaft mit den Thieren loszureißen, mußten sie mit diesen, welche eine schnellere Entwickelungsfähigkeit dem Menschen vorausgebracht hatten, um ihre Existenz kämpfen; sie mußten, als sie anfingen zahlreicher zu werden, die Anweisung aufnehmen, welche sie von der Natur empfingen, einen Theil ihrer Nahrung und Bedürfnisse von dem Thierreiche befriedigt zu fordern. Der Kampf um die Herrschaft begann mit ihm; was sich unter die des Menschen schmiegte, genoß seines Schutzes, der Widerstand des andern Theils bildete den Stand des Jägers, einen Stand, den jedes Volk in seiner Kindheit durchlebte, und den nach den ewig unwandelbaren Gesetzen der Natur jeder durchleben muß, den deshalb auch nur der weise Narr verachten kann, der die Stufen nicht nachrinnt, auf denen die menschliche Gesellschaft zu ihrer jetzigen Cultur emporklimmte; der die ewige Wahrheit vergißt, daß die Vergangenheit ein treues Bild der Gegenwart und Zukunft ist, der das Janusgesicht der Geschichte nicht zu würdigen verstehet. — Der Überlegenheit der Thiere an Instinkt, Sinnenschärfe und Mannigfaltigkeit der körperlichen Kräfte und Waffen, so wie der schnelleren Ausbildung dieser Vorzüge, konnte der Mensch nur eine Waffe, eine Kraft, entgegensetzen — die des Verstandes. Er wurde gezwungen, um seine Angriffe und seine Vertheidigung gegen das Thierreich mit Erfolg machen zu können, alle Federn desselben anzuspannen, die Schwächen der Thiere aufzusuchen, und sich durch

das Benutzen jedes denkbaren Hülfsmittels auf den Gipfel einer vorher kaum denkbaren Überlegenheit zu erheben. Das bildete die Jagdwissenschaft, die so alt ist als die Jagd selbst, die desto umfassender war, je geringer die Hülfsmittel, die sich in unsern Tagen, nach der ungeheuren Vermehrung derselben, beinahe wieder verloren hat.

Als die Thiere schon so weit unterjocht waren, daß nicht jeder Mensch mehr Jäger seyn durfte, verließ der schwache furchtsame Theil des gesellschaftlichen Vereins zuerst eine Beschäftigung, welche mit den ungeheuersten Anstrengungen verknüpft war, welche oft keinen andern Lohn kannte, als das Bewußtsein einer durch eigene Kraft überstandenen Gefahr, der für unüberwindlich gehaltenen und doch überwundenen Hindernisse, des Triumphs körperlicher und geistiger Fähigkeiten, mit andern Worten, der Befriedigung der Jagdleidenschaft. Von der ruhigen, gefahrlosen, sichern Bearbeitung des Bodens als Ackerbauer, oder als Nomade, von der Pflege völlig gezähmter Thiere, erwartete und forderte er seinen Unterhalt und die Befriedigung seiner Bedürfnisse. Da trat der kraft- und geistvollste Theil des Volkes hervor als ein Schutz des Schwachen, als eine eherne Mauer, hinter der er sich bewegen konnte, und nahm willig den Theil der Gefahr und Mühseligkeiten auf sich, der noch übernommen werden mußte, wenn man an Ruhe und Sicherheit denken wollte; denn seinem Muthe, seiner Ritterlichkeit widerstand das Zurückziehen vor der Gefahr, so lange er sie noch zu finden wußte; das Bewußtsein seiner Kraft ließ nach der Gelegenheit suchen sie zu üben. Der Schwache schmiegt sich stets gern unter den Star-

ken, darum bot das Volk willig Nimrod die Krone, darum erhob es Herkules und Theseus, die nichts waren als Jäger, huldigend zu Heroen der Vorzeit, und forderte, daran gewöhnt, noch Schutz und Hülfe von ihnen, als nur das Andenken an sie noch lebte, und sie dieselbe nicht mehr geben konnten. Wenn später die Jäger aufhörten als solche zum Schutze der Völker unentbehrlich zu seyn, so war doch die Jagd nöthig, um den Krieger zu bilden, um die Vernichtung von Gefahren und Beschwerden zu erzeugen — sie war das Spielzeug des Achilles, um die Krieger kennen zu lernen. Was in der Brust den ritterlichen Muth fühlte, sein Leben und seine äußere Ruhe um die Erlangung von Ruhm und Ehre zu verwetten, was bereit war Gefahren und Beschwerden zu übernehmen, weil es solche waren, blieb nicht an der Scholle kleben, um von ihr ein stilles Pflanzenleben zu erbetteln, was keine Bürgschaft der Ungestörtheit hatte. Darum waren die Jäger der geistige Adel des Volks, und nur die Jäger konnten der Adel seyn, zu dem dasselbe hülfefordernd hinauf sah, wenn die Zeit der Gefahr und das Bedürfniß des Schutzes da war. Das war bei den Griechen, bei den Franken, bei den Germanen, so wie es bei den Völkern des innern Afrika und Amerika noch heute ist, wie es bei allen Nationen der Erde war und seyn wird, welche anfangen sich mit dem Bande der gesellschaftlichen Vereinigung zu umschlingen. Die Jagd, die Jäger, die Pflanzschule der Krieger und Volkswächter, der Schützer des Schwachen, sind die alleinige Aegide, unter der die Cultur der Völker gedeihen kann. Verlöscht das Feuer des ritterlichen Thuns

und Wesens, von welchem die Flamme der Jagdleidenschaft sich entzündete in dem Busen der Völker, und ihr werdet sie bald, einer entnervenden Weichlichkeit und Üppigkeit preißgegeben, einen Raub jedes feindlichen Andranges werden sehen — das beweiset der Hinduer, der kraftlose Chinese, der die Jagd hasset, das zeigt uns Rom, Tyrus und jedes untergegangene Volk der Erde. Die Jagdleidenschaft wird freilich keines erhalten, aber sie zeigt, daß *dasjenige da* ist, was sie erhält. Denkt an die Tyroler, die Schweizer in den höhern Alpen, selbst an unsere deutschen Brüder im Schwarzwalde und Spessart. Wir wollen die Wissenschaften und Künste lieben und achten, denn sie sind die Frucht der Blüthe eines ritterlichen Geistes; wir wollen dem Landmanne sein ruhiges Leben nicht tadeln, denn das Materielle muß dem Geistigen Gelegenheit geben sich zu entwickeln; aber ihr sollt dem Jägerstande sein Recht nicht nehmen, ohne den ihr dienstbare Knechte der Slaven, Hunnen, Mongolen und Tartarn, die Sclaven welscher Sclaven wäret. Ihr sollt der Jagd den Adel nicht bespötteln, mit dem sie stets ihre wahren Verehrer beleihet, weil ihr das höhere geistige Leben nicht begreifen könnt, aus dem die Lust zu ihr entspringt. Was ist das Höchste, dessen der Mensch fähig ist? — Das ist die Kraft mit der Gefahr zu spielen, dem Tode ruhig in die Augen zu sehen, das Leben über die Liebe zum Leben zu erheben; denn darin allein liegt die Bürgschaft, daß uns die theuersten Güter, die ein Volk hat, Freiheit, Unabhängigkeit, Selbstständigkeit, nie genommen werden können. Das ist aber der Liebe zur Jagd zu eigen, daß sie desto heftiger

wird, jemehr sie Gefahren und Mühseligkeiten herbeiführt, daß sie sich verliert, wo dies nicht der Fall ist; daß sie das sichere und ruhmlose verachtet, daß sie den Genuß allein von dem schwer zu erhaltenden heischt. Darum kann sie auch nur in edlen, kraftvollen Gemüthern wohnen. Wo ist heut zu Tage noch in Europa die größte Leidenschaft für die Jagd zu finden? — In der Schweiz und in Tyrol, wo sie so gefahrvoll und so mühevoll ist, daß selten der Jäger eines natürlichen Todes stirbt. Welche Thiere machen das größte Vergnügen zu jagen? — Jedesmal die, bei deren Erlegung die größte Mühe und Gefahr vorhanden ist, welche am schwierigsten zu bekommen sind. In Gallien behielten sich die Herrscher, wie wir weiter unten sehen werden, die Jagd der Büffel, als der gefährlichsten Thiere, ausschließlich vor; in Germanien waren sie und die Bären das köstlichste Wildpret zur Jagd, wie z. B. die Geschichte uns es aufbewahrt hat, daß zwei deutsche Geschlechter in der Schweiz auf ewig wegen Erlegung eines großen wüthenden Bären zerfielen, den sich jeder auf seinem Jagdreviere vorbehalten hatte. In Ostindien jagen die mahomedanischen und christlichen Nabobs größtentheils bloß Tieger und Elephanten; in den Kreuzzügen beschränkte sich Ludwig der Heilige und seine Ritter auf die Jagd der Löwen, der Kamtschadale verachtet den Zobel und ergötzt sich an der Bärenjagd. In unserm heutigen Deutschlande ist das Schwein noch das einzige wehrhafte Thier, und ist wohl ein Jäger zu finden, dem die Erlegung eines gereizten Keulers nicht mehr Vergnügen machte als die eines harmlosen alten Thieres? Warum schießt man

liebet eine Schnepfe, als in der Fasanerie einen Fasan? Warum sind dem wahren Jäger die eingestellten Jagen, in denen bloß gemordet wird, verhaßt? Warum findet niemand Vergnügen daran zahme Thiere todt zu schießen? — Um der Jagd einen Reiz zu verleihen, hat man sogar in den neuern Zeiten sie durch Kunst unsicher, gefährlich und mühsam zu machen gesucht. Daher die Hetzjagd (Parforcejagd) auf Wildpret und Füchse, die so hinreißend ist, während man die ersehnte Beute bequemer und wohlfeiler haben könnte. Nur so lange die Jagd mit ungeheuren Beschwerden und Gefahren verknüpft war, dauerte ihr größter Flor; kannten die Regenten und der Adel kein anderes Vergnügen; sie kam in Verfall, sobald dies nach Erfindung des Schießpulvers nicht mehr der Fall war; sie wird höchstens ein Vergnügen des Metzgers seyn, sobald sie ganz in Thiergärten beschränkt ist. Alle große Fürsten bis dahin waren leidenschaftliche Jäger, wie uns der Verfolg der Geschichte der Jagd weiter unten zeigen wird, und es gehörte zur Charakteristik eines großen Regenten, ein leidenschaftlicher Jäger zu seyn. Die Geschichte bewahrt uns eine Menge Beispiele, wo sie dabei — der größten Beschwerden ungerechnet — in Lebensgefahr kamen; allein eben dadurch wurden sie immer wieder angezogen, und würden es als eine weibische Beschäftigung verachtet haben, wenn dies nicht der Fall gewesen wäre.

Deshalb soll man auch den Jäger achten, weil die Jagdleidenschaft adeligen Ursprunges ist; und ihr, die ihr die edlen Keime dazu in eurer Brust nicht findet, sollt sie deshalb nicht bespötteln und verachten, ihr sollt

eine Flamme, die von göttlicher Kraft genähret wird, nicht tadeln, weil alles in eurer Seele ausgebrannt und verloschen ist, was den freudigen Lebensmuth in Gefahren erwärmen sollte. Ihr sollt den Jäger darum nicht für einen Schlächter achten, weil ihr den Unterschied nicht begreifen und die höheren Ansichten nicht erringen könnt. Was gebt ihr denn für Gründe an, die Jagd als eine herzlose, grausame, geistesarme und unnütze Beschäftigung zu verdammen, und sie als solche dem Adel, als Erholung dem Regenten zum Vorwurfe zu machen? — Es kann der Natur der Dinge nach keinen ehrwürdigen Adel — Menschen, die sich über das Gemeine erheben, und das adelige Wesen in der Brust tragen, sie mögen heißen wie, und seyn was sie wollen — und keinen großen Regenten geben, der nicht Krieger ist, und die Freudigkeit in der Seele bewahrt, stets sein Leben für das Volk zu wagen, die beinahe eine Lust zum Kriege seyn muß. Ist Friede, so kann sich diese nur auf zweierlei Art aussprechen: durch Liebe zum Kriege im Frieden, d. h. zum stehenden Heere und dessen Übungen, oder durch Jagd, „das Gleichniß der Schlachten." Die Keime beider Neigungen sind gleich, welche sich aus ihnen entwickelt, kömmt auf die Verhältnisse und Umstände an. Wollt ihr mit einem Scheffel Kartoffeln das freudige Blühen und Treiben eines ritterlichen Geistes bei eurem Abwägen des Nützen und Unnützen, in die Höhe schnellen? — Gut, wir wollen auch über den Werth oder Unwerth einer Sache, die ihr nicht kennen könnt, nicht mit euch rechten, und ihr mögt den Werth des Jägers nach den sechszehn Groschen berechnen, den der

Hase

Haſe koſtet, den er ſchießt; auch dann noch wird er in dem geſellſchaftlichen Vereine höher ſtehen, als hundert andere, welche für metaphyſiſche Tollheiten — für die Kunſt, wie ihr das Geſichterſchneiden jetzt nennt — für philoſophiſche Verrücktheiten — für den Sitten verderbenden Luxus — für eine oft abertwitzige Einbildung von Kunſt und Genuß — die Kräfte ihres ganzen Lebens verwenden!

Jäger müſſen ſeyn, das werdet ihr mir zugeben, wenn ſich nicht der ſchwache Überreſt von Wildpret und Raubthieren ſo vermehren ſoll, daß ihr zuletzt kein Brod mehr habt, welches euch, wenn ihr auch bloß geiſtige Genüſſe ſchätzt, doch empfindlich ſeyn würde, und — „Menſchen wohl, welche die Thiere tödten, die ihnen zu „nahe kommen; aber kein Jägerſtand, keine Liebhaber „der Jagd, welche Genuß am Mörden finden, und ſie „ſchonen und pflegen, um ſie mit Luſt zu tödten und „zu quälen.“

Ei ihr Philoſophen, wenn ihr doch der Welt ſo viel reellen Nutzen gewährtet, als dieſer Jägerſtand, der allein in Deutſchland ein Kapital von vielen Millionen, das Millionen Renten giebt, und noch mehr geben könnte, bewahrt und erhält, da es augenblicklich verloren gehen würde, wenn er es nicht erhielt und ſchützte. Ihr barmherzigen Menſchen, die ihr, gleich dem Hinduer, kein Thier tödten mögt und den verachtet, der es thut. Quälen will und ſoll der Jäger keine Kreatur, thut er es, ſo iſt er ein Auswuchs ſeines Standes. Selbſt die Parforce- oder Hetzjagd iſt, wie ſich ſehr leicht erweiſen läßt, gar keine Quälerei, wenn es auch Tauſende Tauſenden nachbeten,

und wenn ihr vielleicht eure Weiber und Freunde mit mürrischen Launen, eure Untergebenen und Kameraden durch Vorwürfe und Quängeleien hetzt und quält, so seid ihr unendlich grausamer als der Jäger gegen sein Wildpret. Bedenkt nur, daß es allein durch die pflegliche Behandlung der Jagd möglich wird, daß Tausende, Millionen Geschöpfe, ohne Nachtheil für ihren Herrn den Menschen, sich ihres Daseins freuen können, bis sie das Schicksal — der Tod — abruft. Ihr zarten Seelen, die ihr lieber keinen Hasen essen wollt, wenn es nur keinen Jäger gäbe, der ihn schießt, bedenkt nur, daß ihr unter dem Mantel eurer unendlichen Liebe ganze Thiergattungen zu vernichten, deren Existenz der Mensch bloß unter Aufsicht, Leitung und Pflege des Jägers gestatten kann, wie es in allen Ländern, z. B. in Frankreich, geschahe, wo jedem das Recht übertragen wurde sie zu tödten. Ihr geistreichen Menschen, die ihr die Jagd so genußlos für den gebildeten Geist findet, vergeßt nur nicht, daß es uns Jägern viel leichter seyn würde eine Melodie pfeifen, eine Fratze zeichnen oder schneiden zu lernen — was ihr Kunst nennt, um eure Unkunst mit einem edlen Namen zu taufen; daß wir es bald dahin bringen könnten, einen Haufen hochklingender Phrasen zusammen zu würfeln, womit ihr euch das Ansehn eines geistreichen Menschen geben wollt; daß die Unverschämtheit, eine Narrheit, die ihr selbst oft nicht einmal verstehet, für Weisheit auszugeben wohl noch zu erringen wäre; daß ihr mit allem eurem Geiste es aber vielleicht nicht mehr dahin bringen würdet, einen einzigen Feisthirsch zu betrügen, seine Fährte kennen zu ler-

nen, einen Wolf, einen Fuchs zu überlisten, die größten Beschwerden als eine Ergötzung zu betrachten, das Bethußtseyn zu erhalten, den Sieg über Thiere erkämpfen zu können, welche uns an Instinkt und körperlichen Kräften unendlich überlegen sind, weil geistige und körperliche Fähigkeiten gehörig ausgebildet sind. Achtet immer den Jäger, auch wie er jetzt ist, als solchen, und gebt zu, daß er dem Staate ein nützlicher Stand ist; daß ihm Tausende von Kreaturen ihre Existenz verdanken; daß er so viel Genüsse in der Wirklichkeit, auch für den Geist, finden kann, als ihr in der Einbildung; daß in ihm noch die herrlichen Eigenschaften keimen und gepflegt werden, die seinen Ahnen seit Nimrod zu eigen sind; daß in ihm eher die Bürgschaft eines kraftvollen, dem Sturm der Zeiten Trotz bietenden Volkes zu finden ist, als in dem entnervenden Zustande der sogenannten höchsten geistigen Ausbildung und Verfeinerung; lasset ihm seine Ehre, die ihr ihm doch nicht rauben werdet!

1) Über die Jagd der Griechen und Römer bis zu Christi Geburt.

Wenn, wie wir oben bemerkt haben, der geistreichste und edelste Theil der Völker sich in der Vorzeit vorzüglich mit Übung und Ausbildung der Jagdfertigkeit beschäftigte, so folgte daraus eben so eine baldige Ausbildung der Jagdwissenschaft, d. h. der Lehren, wornach die Jagd ausgeübt wurde, geformt aus den Erfahrungen und Berechnungen der besten Jäger, als der Trieb nicht fehlen konnte, sich immer mehr und mehr darin

zu vervollkommnen, sobald es der sicherste Weg war, die öffentliche Achtung zu erhalten. Es wird daher niemanden auffallen, wenn wir die Jagdwissenschaft als die älteste und ehrwürdigste aller Wissenschaften und Künste betrachten. Nur der, welcher nicht Jäger ist, kann glauben, daß zu der Jagdfertigkeit keine Wissenschaft gehöre, wogegen derjenige, welcher den Umfang dessen kennt, was nöthig ist, um noch heut zu Tage ein durchaus guter Jäger zu seyn, zugeben wird, daß das Alter eines Menschen kaum zureicht, sich alle dazu nöthigen Kenntnisse theoretisch und praktisch zu erwerben, selbst wenn man die Beherrschung aller Leidenschaften, die Gewalt, welche der Jäger über sich haben muß, die Entschlossenheit und Besonnenheit, die ihn nie verlassen darf, was alles oft erst mühsam erworben seyn muß, für nichts achtet. Demohnerachtet ist das, was man jetzt auch von dem vollkommensten Jäger fordern kann, nur noch ein Schatten von dem, was man z. B. im Mittelalter in Frankreich und Deutschland von ihm forderte, und was wir weiter unten Gelegenheit haben werden anzuführen, da wir jetzt das Schießgewehr an die Stelle tausend sonst nöthiger Kenntnisse setzen können, und der Kampf zwischen dem Menschen und den Thieren zu ungleich geworden ist, als daß der erstere nöthig hätte alles aufzubieten, was ihm Verstand und Erfahrung an Hülfsmitteln geben kann.

Die erste ziemlich vollständige Aufklärung über die Art, wie in der Vorzeit gejagt wurde, finden wir bei den Griechen. Auch in der heil. Schrift wird der Jäger oft erwähnt und ausdrücklich bemerkt, daß z. B. Esau

sein Zeug, seinen Bogen und seine Pfeile nahm und auf das Feld ging, um für seinen Vater Wildpret zu schießen, allein sie giebt uns keine Nachricht, wie die Jagd als Wissenschaft behandelt wurde. Bei den Griechen können wir uns in dieser Hinsicht nicht bloß durch die mannigfaltigen Mythen, die Überbleibsel von Bildnereien in Stein, durch Gemmen und Cameen Licht verschaffen, sondern wir haben auch eine besondere Abhandlung über die Jagd, welche 400 J. v. Chr. Geb. geschrieben ist. Sie hat den berühmten Xenophon zum Verfasser, und die Jagd auf Hirsche, Rehe, Sauen, Hasen, das Stellen der Netze, Schlingen und Fallen, das Abrichten, Auswählen, die Zucht und die Dressur der Hunde, werden darin mit großer Genauigkeit in einem blühenden Stile beschrieben. — Eine spätere Abhandlung von eben diesem Gegenstand haben wir von Chrysostomus, übersetzt von dem französischen Akademiker Hrn. von Berquigny in den Lebensbeschreibungen der griechischen Redner.

Die Jagd war bei den Griechen für alle Freie frei, doch übten sie am mehresten junge, begüterte Leute, welche sich dabei zu dem Stande eines Kriegers abhärten und geschickt machen wollten. Die Gegenstände derselben waren beinahe dieselben Thiere, wie bei uns. Hirsche, Rehe, sehr oft und wohl fälschlich Gemsen genannt, da eher Gazellenarten darunter zu verstehen seyn möchten, Schweine, in den waldigten Gegenden, in früheren Zeiten auch Auerochsen, alles vorzüglich an den Bergen, wohin von dem flachen Lande aus oft Jagdparthien gemacht wurden. In diesem gab es vorzüglich Hasen, Kaninchen, Fasane, Rebhühner, Wachteln und anderes Ge-

flügel. Reißende Thiere gab es auf den Inseln und in dem eigentlichen Griechenlande, außer Füchsen, und in Morea auch Bären und Wölfe, nicht, desto mehr aber in den griechischen Kolonien in Kleinasien. Die Witterung in diesem glücklichen Lande, wo man den Winter wenig bemerkt und die Vermehrung mancher Thierarten von ihm kaum unterbrochen wird, war der Jagd sehr vortheilhaft. Die Schweine erreichen noch jetzt, vorzüglich in den türkischen Provinzen von Kleinasien und in Persien, der Heimath des Fasans, eine beinahe unglaubliche Größe. Wachteln und Rebhühner gab es in unermeßlicher Menge, und nur die große Anzahl von Raubvögeln konnte ihrer Vermehrung Schranken setzen. *)

*) Wir weisen auf die Speisung der Israeliten in der Wüste durch Wachteln hin, wo 600,000 Mann sich Monate lang davon erhielten, und können uns nicht versagen anzuführen, was Murhardt in seiner Reise im griechischen Archipelagus darüber sagt. Die Rebhühner werden, so sind seine Worte, in der ganzen Levante, insonderheit aber im Archipelagus, äußerst häufig gefunden. Athenäus schon erzählt, daß ein einziges auf die kleine Insel Anaphe gebrachtes Paar eine so zahllose Nachkommenschaft hervorbrachte, daß die Einwohner beinahe im Begriff standen ihnen das Eiland abzutreten. Tournefort bestätigt diese Thatsache und bemerkt zugleich, der dortige Aufenthalt sei ihnen so günstig, daß man noch gegenwärtig zur Osterzeit sich genöthigt sieht, die Eier bei Tausenden zu zerstören, aus Furcht, dieses Wild möchte die Ernte völlig zu Grunde richten. (Suchte man deutsche Jagdpächter hinzubekommen, könnte man sich die Mühe gewiß ersparen.) Die Rebhühner sind zu dieser Zeit die allgemeine Speise der Insulaner, und indem sie dieselben zu mancherlei Brühen und

Die ehrenvollste und geschätzteste Art der Ausübung der Jagd bei den Griechen war die, welche wir mit unserer heutigen Parforcejagd vergleichen können, das Ja-

---

Kuchen verbrauchen, nährt sich alles viele Tage lang davon. Auch in Szio würde man sich kaum vor der Menge dieser Vögel bergen können und alle Früchte preis geben müssen, wenn man sich nicht mit Gewalt ihrer Fortpflanzung widersetzte.

Man kennt indessen hier eigentlich nur die rothen Rebhühner und Barbarellen oder griechische Rebhühner, und noch in unsern Tagen könnte sich ein Grieche, wie einst Athenäus, wundern, daß nicht in Italien, wie in seinem Vaterlande, alle Rebhühner einen rothen Schnabel haben, denn die grauen sind im Orient unbekannt. Erst in den nördlichen Provinzen des türkischen Reiches, besonders in den Gegenden von Konstantinopel und Salonicht, wird nebst den rothen Rebhühnern auch die graue Art gefunden, welche immer in den Ebenen lebt, während jene sich mehr in den Bergen aufzuhalten pflegen.

Da man die Rebhühner in Szio in so erstaunlicher Menge fängt, so werden sie auch selbst in der Stadt auf dem Basar um ein Spottgeld verkauft. Von der Wohlfeilheit der Waare, deren Preis immer nur durch die Konkurrenz bestimmt wird, läßt sich darum nicht auf ihre Güte schließen, allein hier sind sie vortrefflich und eins der wohlschmeckendsten Gerichte auf den griechischen Tafeln. Martials Ausspruch, carior est perdix, sic sapit illa magis, läßt sich wenigstens auf den Archipelagus, als durchaus unrichtig, nicht anwenden.

Von dem Reichthume an diesem Wilde nur einige Data als Beweise. Drei Griechen schossen in der Gegend von Neamoni an einem einzigen Tage hundert und zehn Stück. Stellt man Netze aus, so kann man ihrer zu mehreren Zeiten einige hundert in vier und zwanzig Stunden fangen. Auf dem Vik-

gen eines wo möglich wehrhaften Thieres mit Hunden. Bei dieser Jagd, welche jedoch der Jäger durchaus zu Fuße machte, wurde das Wild entweder bis zur Ermü-

---

tualienmarkte oder Vögelbasar findet man bisweilen mehr als fünfhundert Stück zum Verkaufe ausgeboten. Wenn man die starke Bevölkerung auf der Insel Szio in Erwägung ziehet (und daß die Jagd darauf einem jeden Bewohner frei stehet), so muß man es ganz außerordentlich finden, daß sich das Wild auf der Insel dergestalt vermehren kann.

Hier nähren sich diese Vögel besonders von den Früchten des Wachholderstrauches, oder des sogenannten Kedros, von türkischem Waizen, den Mastixbäumen und mancherlei Feld- und Gartengewächsen. Auf den Küsten von Vessa und Elata ziehet man sie auch zahm. Es ist ein ganz neuer Anblick für einen Europäer, Rebhühner da heerdenweise, gleich Gänsen und Schafen, von Hirten vor sich her treiben zu sehen. Jede Familie übergiebt die ihrigen dem gemeinen Hirten, und dieser führt sie des Morgens auf das Feld, um sie ihre Nahrung suchen zu lassen, und des Abends wieder nach Hause. Sie sind so gelehrig und lassen sich so gut abrichten, daß man hundert Späße mit ihnen hat. Aufmerksam auf jeden Wink ihres Herrn, wetteifern sie mit den Hunden, ihm pünktlichen Gehorsam zu leisten. Wenn sie der Hirte lockt, versammeln sich alle gleich um ihn her, und kömmt die Heerde von den Feldern zurück, so weiß jedes Rebhuhn, dem Pfiffe seines Herrn, der seine Vögel erwartet, folgend, sein Haus wieder zu finden. Selbst wenn sie sich auf dem Felde befinden und jemand will die seinigen am Tage zu Hause haben, so braucht er nur das nämliche Zeichen zu geben, und seine Vögel kommen schnell und ohne Verwirrung zurück. Manche, die man immer bei sich im Hause hält, lernen auch verschiedene Kunststückchen zur Belustigung ihrer Herren.

dung gejagt und dann von den Hunden gestellt, wo es der Jäger mit Pfeil und Bogen erlegte, oder der Jäger warf sich auf die Wechsel vor, oder er hetzte es dann mit schwereren Hunden an. Zuweilen scheint man auch die Wechsel mit Netzen bestellt zu haben. Man kann sich leicht denken, mit welchen Beschwerlichkeiten, zumal in gebürgigten Gegenden, diese Jagden verknüpft waren,

---

Die Jagd dieser Vögel ist übrigens, so wie die der Hasen, so leicht nicht, und es gehört die ganze Gewandtheit der Griechen dazu, um viel Glück auf ihr zu haben. Bei der mindesten Gefahr verlassen jene nämlich sogleich die Thäler und ziehen sich in die steilsten Gebürge zurück, wo man vor Felsenhöhlen, Abgründen und dicht verwachsenen Gesträuchen und Bäumen, die größte Mühe hat ihnen beizukommen. Aber die Griechen klettern wie die Gemsenjäger, und trotzen allen Mühseligkeiten bei solchen Jagdpartien.

Die Rebhühner, von denen wir bisher redeten, verlassen die Inseln nicht; die diese Vögel von anderen unterscheidenden Charaktere sind übrigens zu bekannt, um ihrer zu erwähnen. Ich will nur anführen, daß sich die Männchen durch einen stumpfen Sporn am Fuße vor den Weibchen auszeichnen, und daß ihre Stimme stärker und gedehnter, mithin auch heller ist. Da sie dem Tone einer Säge etwas ähnelt, so sagt eine alte Mythe, der Erfinder dieses, dem Gehöre so unangenehmen Werkzeuges sei in ein Rebhuhn verwandelt worden.

Außerdem giebt es hier aber noch eine andere wandernde, besondere Art von Rebhühnern, die kleiner als die gewöhnliche ist, und das kleine graue, oder das Rebhuhn von Damaskus, Tetrao, genannt wird. In Lebensart, Gestalt und dem Charakter findet bei ihm kein großer Unterschied statt. Doch soll diese Art nicht leicht zu zähmen seyn.

da wir jetzt es schon für gefährlich und beschwerlich halten, sie zu Pferde mitzumachen. Nur die schnellfüßigen Griechen, welche das schnelle Laufen für einen der größten Vorzüge des Mannes hielten, und die es darin so weit gebracht hatten, daß sie oft die Pferde an Dauer und Schnelligkeit übertrafen, konnten es dabei aushalten. Am liebsten jagte man Schweine so, und wie gefährlich die Jagd auf diese Thierart war, von deren dortigen Größe und Wildheit wir uns gar keinen Begriff machen können, welche aber viele Reisebeschreiber noch jetzt hinlänglich bekunden, zeugen die Mythen von Herkules und Adonis.

Die Hunde, deren man sich zur Jagd bediente, waren von dreierlei Race, wie sich aus mehreren Stellen alter Schriftsteller, aus vielen Überbleibseln der Bildnerei, und selbst aus den verschiedenen Namen, die man ihnen gab, hinlänglich darthun läßt, nämlich Windhunde, eigentliche Jagdhunde und starke Packer.

Die beste Windhundsrace auf der Welt gehört Griechenland und der Levante eigenthümlich zu. Es ist die große weiße, dünnhaarige von der Insel Cypern, welche, bei einer ungeheuren Schnelligkeit, große Dauer, vortrefflichen Athem und oft die Eigenschaft haben Fährte zu halten. *) Man kann annehmen, daß es die schnellsten vierfüßigen Thiere auf der Welt sind; denn nach

*) Irrt der Verfasser nicht, so hat sie in unsern Zeiten der Erzherzog Karl oder ein Oestreichischer Großer nach Deutschland oder Ungarn verpflanzt. Es wäre wünschenswerth, nähere Auskunft darüber zu erhalten.

Herrn du Bois Aimé (in der zweiten Lieferung des grossen Werks: Description de l'Egypte) hetzen die Beduinen Araber Strauße und die flüchtigsten Gazellen damit, und kein Thier ist bekannt, welches ihnen durch Schnelligkeit entging. Die Türken bedienen sich ihrer ausschließlich zur Jagd, und mehrere Augenzeugen erzählen beinahe Wunder von ihnen. Wahrscheinlich sind dies die Hunde, welche man auf alten Gemmen und Cameen, als Attribut der Diana abgebildet findet. Offenbar verschieden von ihnen waren die Hunde, welche den Actäon zerrissen. Es waren dies eigentliche Jagdhunde, welche zum Suchen und zum Jagen auf der Fährte gebraucht wurden, und die sich durch ihre Wildheit auszeichneten. Es sind Hunde von starkem Wuchse und Behange von rothem starkem Haare, welche das eigne haben, nie von der Hundswuth ergriffen zu werden. Sie existiren noch, aber in einem sehr verwilderten Zustande in der Levante, wo sie herrenlos in starken Rotten die Wüsten durchstreifen. Dem Vermuthen nach stammen sie aus Gallien, dem eigentlichen Vaterlande der Jagd- oder Parforcehunde. Strabo (l. 4. pag. 200 edit. d. a. 1620) erzählt, daß Jagdhunde von jeher ein Gegenstand des Handels und der Exportation in Gallien gewesen sind. Arrian, mit dem Beinamen Xenophon d. J. sagt Cap. 3. de venatione, daß diejenigen Hunde, welche man aus Gallien bekäme, vortrefflich zum Suchen und Jagen wären. Das Schicksal des Actäon hat nichts unerklärbares, wenn man bedenkt, daß es heute noch einem fremden unvorsichtigen Jäger bei der Trainjagd widerfahren könnte.

Die dritte Art Hunde, welche man zur Jagd anwendete, war eine Race schwerer starker Hatzhunde, welche aus Indien herzustammen scheint. Herodot berichtet, daß Cyrus eine so große Menge dieser Hunde hatte, daß vier große persische Städte, statt aller Abgaben, bloß diese Hunde unterhielten. Plinius behauptet, daß diese Hunde Rothwildpret und Rehe verachteten und bloß auf Elephanten und Löwen zu gebrauchen wären. Von dieser Hunderace findet sich nirgends eine Spur mehr, und sie müssen durch eine besondere Abrichtung für eine solche Jagd brauchbar gemacht seyn. Vaillant beweiset hinlänglich, daß selbst der muthigste und stärkste Hund eine unüberwindliche Abneigung gegen Löwen und Tiger hat; und was sollte auch der größte Hund dem Fleischberge von Elephanten thun, dessen Haut selbst für eine Flintenkugel undurchdringlich ist? —

Nicht bloß von den Hunden erwarteten aber die Griechen die Beute der Jagd, sondern es waren auch die geübtesten Bogenschützen, die man sich nur denken kann. So unbegreiflich es uns auch scheinen mag, so schossen sie doch oft auch das flüchtigste Vogelwildpret im Fluge herunter. Diese Kunst ist auch in Asien heute noch nicht untergegangen, und mehrere tartarische Völker bewahren sie noch. Selbst in Persien, wo doch der Gebrauch des Feuergewehres vollkommen eingeführt ist, gebraucht man noch Bogen und Pfeile zur Jagd, und nach Jacob Morrier schießt der in Tabriz kommandirende Prinz Abbas Mirza jeden Vogel im Fluge mit dem Pfeile herunter.

Mit welcher Kunst Netze, Schlingen, Fallen, Gru-

ben von den Griechen zur Habhaftwerdung wilder Thiere angewendet wurden, wäre hier zu weitläuftig zu entwickeln, da man das Nähere in den angeführten Schriften darüber nachlesen kann.

Daß bei den Griechen an keine pflegliche Behandlung der Jagd zu denken war, bedarf wohl keiner Ausführung. Es war mehr darauf abgesehn, die Thiere in den gehörigen Schranken zu halten, als ihre Vermehrung zu begünstigen, um den Nutzen, welchen sie gewährten, zu vermehren. Das mosaische Gesetz verlieh auch dem Wildpret eine Art von Schutz, indem es säugende und tragende Thiere für unrein erklärte und sie zu genießen verbot; bei den übrigen Nationen dieser Zeit findet man jedoch keine Spur einer solchen Rücksicht. Wenn nicht die immer noch sehr unkultivirten Länder dem Wildpret schwer zu störende Zufluchtsörter geboten hätten, würde die Jagd bald aufgehört haben, wie denn schon an den vorzüglich bebauten Küstenländern und um die Städte das große Wildpret schon selten wurde, weshalb die Jagdliebhaber unter den Griechen häufig Jagdpartien auf mehrere Wochen in die Gebürge und Wälder machten, um ihre Leidenschaft zu befriedigen. Dazu wurde gewöhnlich der Herbst und Winter gewählt, weil dann das Wildpret am besten und die Hitze am erträglichsten war.

Baizvögel hatten die Griechen und anfangs auch die Römer, aller Wahrscheinlichkeit nach, nicht. Diese Art der Jagd scheint ihren Ursprung in der Barbarei, oder in den Binnenländern der Levante genommen zu haben,

da man sie dort besser üben konnte, indem sich die flachen Gegenden theils dazu eigneten, theils die Anwendung der Pferde zur Jagd und zum Kriege dort am frühesten erfolgte, wie sie denn auch heute noch die Türken daselbst sehr lieben.

Von den Jagdmethoden der Griechen dürften die der gleichzeitigen Völker wenig verschieden gewesen seyn, weshalb wir auch die Leser nicht mit Wiederholungen ermüden wollen. Bei den Römern war die Jagd auch noch in den Zeiten, wo schon ein entnervender Luxus sich über die Welteroberer verbreitete, und eine daraus hervorgehende Weichlichkeit allgemein wurde, ein Vergnügen, an dem sie leidenschaftlich hingen, was uns Horaz hinlänglich bekundet, wenn er in seinen Oden I. 2, 1. sagt:

Manet sub Joue frigido
Venator tenerae conjugis immemor,
Seu visa est catulis cerua fidelibus,
Seu rupit teretes Marsus aper plagas.

Als Italien so kultivirt war, daß das Wildpret aus dem um die Städte liegenden Lande zurückweichen mußte, boten in der Gegend von Rom die Sümpfe bei Ostia, so wie die Pontinischen, eine gute Jagd auf Schweine, Rehe, Wölfe, Füchse, und vorzüglich Wassergeflügel dar, so wie sich, die Wölfe ausgenommen, heut zu Tage diese Thierarten noch häufig daselbst finden. Sehr gute Jagdreviere waren in den Apenninen und dem Abruzzo, wo sich auch Gemsen hielten, und wohin die jungen reichen Römer oft Jagdpartien machten. Eine außerordentlich

reiche Jagdbeute boten von jeher die an der italiänischen Küste liegenden Inseln in Hinsicht der Wachteljagd dar, indem diese Thiere dieselben auf ihren Wanderungen vom Norden nach dem Süden, und umgekehrt, gewöhnlich zu einer Station und einem Ruhepunkte machen. Die Insel Capri ohnweit Neapel, der Schauplatz der berüchtigten Vergnügungen des Tiberius, ist vorzüglich deshalb berühmt. Die Jagd auf Wachteln auf dieser Insel war ein Theil des Einkommens des Erzbischofs von Neapel, der dieselbe den Einwohnern gewöhnlich (wenn der Verf. sich recht erinnert) für 20,000 Silberdukati verpachtete, ohnerachtet die Wachteln nur einen geringen Preis haben. Man kann daraus leicht auf die Menge derselben schließen, die daselbst gefangen werden. — Die Jagd auf dieselben ist übrigens nicht schwer, da man sie, der Ermüdung wegen, häufig mit Stöcken todt schlägt.

Unter allen Nationen der Vorzeit sind uns die Gallier, welche später ein Theil des römischen Volkes wurden, als die leidenschaftlichsten Jäger bekannt geworden, so wie sich denn auch nicht läugnen läßt, daß in diesem Lande bis in die neueren Zeiten, und zwar bis zur Zeit Ludwigs des 14ten, wo der ritterliche Geist der Franzosen überhaupt unterging, die Jagd nicht nur die leidenschaftlichsten Verehrer hatte, sondern auch in der größten Vollkommenheit ausgeübt wurde, während jetzt, wenn sich auch noch viel Liebe zur Jagd daselbst zeigt, doch keine Spur der Jagdwissenschaft beinahe mehr zu finden ist.

Ihrer vorzüglichen Hunde ist schon oben gedacht

worden, und das beweiſet ſchon allein, daß die Gallier ſie abzurichten verſtanden, und daß — nach dem alten wahren Sprüchworte, ein guter Jäger macht einen guten Hund, und ein guter Hund einen guten Jäger, — ſie dies waren, aber wir finden auch noch mehr Beweiſe von ihren Jagdkenntniſſen und ihrer Verehrung Dianens. So erzählt Arrian, daß ſchon früh bei ihnen die Sitte eingeführt war, daß von jedem erlegten Wilde eine kleine Abgabe erhoben wurde, um für die Göttin der Jagd davon ein Opferfeſt zu feiern, an welchem die Hunde, welche ſich ausgezeichnet hatten, mit Blumen bekränzt, geliebkoſet und öffentlich belobt wurden. Cäſar in ſeinen Commentar. I. 17. erzählt, mit welcher Leidenſchaft ſie an der gefährlichen Büffeljagd hingen, und daß bei ihnen der Werth des Mannes bloß nach ſeiner Jagdfertigkeit beſtimmt wurde. Die Hörner der Büffel, welche ſie erlegten, wurden von Generation zu Generation als die ſchätzbarſten Trophäen aufbewahrt, und der war der Achtung des Volkes gewiß, wer deren viele aufzuweiſen vermogte.

Wie wenig ſich dieſe Leidenſchaft verlor, als Völker deutſchen Urſprunges Italien und Gallien überſchwemmten, die bloß Jagd und Krieg ſchätzten, werden wir nun Gelegenheit haben zu ſehen.

2) Über die Jagd der germaniſchen und fränkiſchen Völker bis auf Karl den Großen.

Als Deutſchland zuerſt den Römern, denen wir die alleinigen Nachrichten von unſern Vätern danken, bekannt

wurde,

wurde, war es, nach ihrer Beschreibung, ein großer wenig unterbrochener Wald, welcher etwa das Klima des heutigen Schwedens und Norwegens gehabt zu haben scheint; voller Sümpfe und Dickigte, welche nur zur Wohnung wilder Thiere geeignet schienen. Es ist zwar wahrscheinlich, daß diese Schilderungen, die von verweichlichten Italiänern entworfen und von Soldaten ausgemahlt wurden, welche entweder ihre Niederlagen beschönigen, oder ihre Siege erheben wollten, indem sie die Öde, die Unfruchtbarkeit des Bodens und alle Schrecknisse eines kalten Climas vermehrten, übertrieben sind, da die alten Deutschen nicht bloß Viehzucht, sondern selbst Ackerbau, und bis zum großen Fortdrängen der Völker überall feste Wohnsitze hatten. Allein das ist gewiß, daß bei einer ziemlich dünnen Bevölkerung, unermeßliche Striche Landes mit Sumpf und Wald bedeckt waren, die einer zahlreichen Menge von Thieren zum Wohnplatze dienten. Eine natürliche Folge davon war, daß die mannigfaltigen Völker, welche es bewohnten, größtentheils Jägervölker waren. Obschon Besitzer von Heerden, überließen sie die Pflege derselben den Weibern und Knechten, welche von den im Kriege gemachten Gefangenen herrührten, so wie die Erbauung des wenigen Hafers und der Gerste, wodurch sie die geringen Bedürfnisse zu befriedigen suchten, welche ihnen der Ertrag der Jagd versagte. Der freie Deutsche kannte von seinem siebzehnten, achtzehnten Jahre an — bis dahin wurde er als Kind betrachtet — keine andere Beschäftigung, keinen andern Genuß, als Krieg oder Jagd, und wenn diese nicht statt fanden, so überließ er sich sorglos der

Ruhe und dem Wohlleben, so lange noch Nahrungsmittel da waren. *)

Ein treues Bild von ihnen und ihrem Lande finden wir noch jetzt in Nordamerika bei den dortigen wilden Jägervölkern. Wir werden dasselbe bei allen Völkern wiederfinden, die unter gleichen Umständen leben, da gleiche Ursachen gleiche Würkungen hervorbringen müssen. Eigen ist solchen Menschen das Ertragen ungeheurer Beschwerden, die Sehnsucht nach einer ungestörten Ruhe und ein rücksichtsloses Genießen derselben. Sie ertragen den Mangel, lieben den üppigen Genuß des Überflusses, setzen sich unaufhörlichen Gefahren aus, und erlangen dadurch einen unüberwindlichen Muth. Das zwanglose Herumstreifen in den Wäldern bewirkt eine Liebe zur Freiheit und einen Haß alles Zwanges, die nur mit dem Leben enden. — Das war bei den alten Deutschen, wie heute bei den Urbewohnern Nordamerikas, dessen Volk untergehet, wenn es dieser Freiheit entsagen soll. Diese über alles liebend, wollte auch der Deutsche durch keine Art von Zwang sich eine Bequemlichkeit erkaufen, die er eben so sehr verachtete und für ein Zeichen eines weibischen Gemüths hielt, als eine gefahrlose, stäte Arbeit. Das Herumschweifen in den unermeßlichen Wäldern war von seiner glücklichen Existenz unzertrennlich, und auf dem Moose unter seinen Eichen fühlte er eine Wollust, welche ihm die Lotterbetten der verweichlichten Römer nicht zu geben vermochten.

*) Quoties bella non ineunt, plus per otium transigunt, dediti somno ciboque. Tacit. de mor. Germ. Cap. 15.

Wie groß dieſe Wälder in Deutſchland waren, können wir daraus ſchließen, daß Cäſar *) dem Harzwalde (Silva hercynia) eine Länge von ſechzig und eine Breite von neun Tagereiſen giebt, welches nach der mäßigſten Berechnung über 5000 Quadratmeilen beträgt. Er mußte folglich den größten Theil des nördlichen Deutſchlands bedecken. Plinius **) ſagt, daß die Eiche das ganze Deutſchland bewalde, obgleich die Wälder des ſüdlichen Deutſchlands größtentheils von Nadelholz gebildet wurden.

Die Thiere, welche ſich in dieſen Wäldern befanden und ein Gegenſtand der Jagd waren, beſtanden in Auerochſen, Elennthieren, Hirſchen, Rehen, Gemſen, Steinböcken, Sauen, Bären, Wölfen, Luchſen, Bibern, Füchſen, Mardern, Katzen, Fiſchottern, Haſen, Kaninchen und Eichhörnchen. Von Geflügel waren Auerwildpret, Birkwildpret, Haſelhühner, Kraniche, Störche, Schwäne, Gänſe, Enten, Schnepfen, Tauben, und überhaupt alle Vögel vorhanden, welche eine waldige unbebaute Gegend und ein naſſes, kaltes Clima lieben. Von den Raubvögeln werden wir noch beſonders reden.

Im Harzwalde ſoll ***) ſich ein Vogel aufgehalten haben, deſſen Gefieder ſo glänzend und ſchimmernd war,

*) Comment. de bello Gallico, Lib. 6. Cap. 25.

**) Hist. nat. L. 6. C. 2.

***) Solinus Polyhist. C. 20. p. 29. Plinius L. 10. C. 47.

daß er den Reisenden des Nachts als Laterne diente. Wir wollen es den Lesern überlassen auszumitteln, ob einer unserer jetzigen Vögel darunter verstanden ist, oder ob der Laternenträger auf den Westindischen Inseln (ein Nachtschmetterling) sich sonst in den hercynischen Wäldern aufgehalten und zu dieser Erzählung Gelegenheit gegeben hat. —

Die alten Bewohner Deutschlands, welche rein germanischen Ursprunges waren, kannten als Waffen auf der Jagd und im Kriege nur die Lanze, den Wurfspieß, das Schwert und den Dolch *); Bogen und Pfeile waren ihnen unbekannt, und sie lernten diese Waffen erst von den Römern, Hunnen, Avaren und Tartaren, Völkern asiatischen Ursprunges, kennen und gebrauchen. Auch von Netzen, zum Fangen der Thiere, finden wir bei ihnen erst im 6ten Jahrhundert, als sie schon mit den civilisirten Nationen bekannt waren, Spuren, so wie der Gebrauch derselben zum Einstellen ganzer Distrikte erst im 9ten Jahrhundert aufkam. Die Jagd, welche ihnen doch den größten Theil ihrer Lebensbedürfnisse, Nahrung und Kleidung gab, muß deshalb sehr mühsam und künstlich gewesen seyn. Wir wollen das, was davon aufgefunden werden kann, bei den einzelnen Thierarten anführen.

Die Jagd war bis zur Zeit des Lehnsystems, d. h. bis zu der Zeit, wo die Völker ungestört in ihren ursprünglichen Wohnplätzen waren, jedem Freien erlaubt,

*) Tacit. Ann. L. 1, de mor. Germ. Cap. 17.

und die Jagdgrenzen wurden für jeden durch die Landesgrenzen gebildet, welche gewöhnlich aus einem Flusse, Bergrücken, Sumpfe oder Walde bestanden, und freilich nicht so bestimmt bezeichnet waren als jetzt. Das Lehnssystem hatte als unabänderlichen Grundsatz aufgestellt, daß der Regent (der Eroberer) der Eigenthümer des ganzen Landes sei, da er gewöhnlich alle etwa übrig gebliebenen Bewohner seiner Eroberung als erworbene Sclaven betrachtete. Als Belohnung für die dabei geleisteten Dienste belehnte oder belohnte er seine Dienstmänner und ausgezeichneten Krieger mit Grundstücken, um sie an das eroberte Land zur Vertheidigung zu fesseln, welche mit kleinern Theilen oft wieder Grundstücke als Afterlehne an ihre Untergebenen vertheilten. Alle diese Besitzungen fielen im Anfange, nach dem Tode des Lehnträgers, jedesmal an den Lehnsherrn zurück, bis sie anfänglich auf die Söhne erbten, und später, als Allodium, unabhängiges Eigenthum, jede Spur der Lehnspflichtigkeit verloren. Von diesen Grundsätzen ausgehend, stand dem Regenten frei, das zurück zu behalten, was ihm anstand, so wie dies heute der Fall bei dem ist, der ein Gut dismembrirt. Und da die Jagd beinahe das schätzbarste Gut von allen war, so trat oft der Fall ein, daß Regenten, oder auch große Vasallen und Lehnsträger, auf den zu Lehn ertheilten Besitzungen die Jagdgerechtigkeit zurück behielten; auf welche Art die Jagd im Mittelalter beinahe in ganz Europa, wie es damals bekannt war, d. h. Deutschland, Frankreich, England, Schweden, Italien und Spanien, zum Regale geworden war. Die erste Spur davon, daß die Jagd für den

Regenten reservirt wurde, finden wir in dem fränkischen Geschichtschreiber Gregor von Tours, nach welchem Guntram, König von Burgund, mehrere seiner Höflinge hinrichten ließ, welche ohne seine Erlaubniß einen Auerochsen gejagt hatten. In welche fürchterliche Barbarei diese ausschließende Jagdgerechtigkeit späterhin ausartete, werden wir sehr oft Gelegenheit haben weiter unten anzuführen.

Wir wollen nun die Jagd der einzelnen Thierarten betrachten, und mit dem Auerochsen, als dem damals geachtetesten Thiere, anfangen. Sie wurden eben so sehr deshalb geschätzt, weil man ihr Wildpret liebte und weil sie die größte Jagdbeute gaben, als weil ihre Jagd den größten Muth, Gewandtheit und Geistesgegenwart erforderte. Die hohe Achtung, in der sie standen, beweiset nicht nur das oben angeführte Beispiel, sondern auch der Werth, welchen man auf ihre Hörner legte. Es waren, wie die Scalps bei den Indianern, die größten Siegeszeichen, welche die Väter sorgfältig auf die Kinder vererbten, und man gebrauchte sie sowohl zu Trinkhörnern *), als zu Jagdhörnern; wie denn die Gestalt der letztern von ihnen entnommen zu seyn scheint. Der angelsächsische König Witlas von Mercia vermachte sein Trinkhorn, aus dem Horne eines von ihm getödteten Auerochsen gemacht, einem Kloster, damit die Mönche auf sein Wohl daraus trinken sollten **). Noch jetzt

*) Indiculus superstitionum Liptinensis §. 22. de tempestatibus et cornibus et cochleis.

**) Ducange Gloss. v. Cornu.

werden ſolche mit Silber eingelegte Hörner hin und wieder als Alterthümer aufbewahrt.

Die Jagd dieſes ſtarken, gefährlichen Thiers, welches den Jäger oft von ſelbſt angriff, wenn es ihn zu Geſicht bekam, war mit nicht wenig Gefahr verknüpft, und eben das machte es, daß dieſelbe zur höchſten Leidenſchaft wurde. Dieſe Gefahr nicht zu vermindern, war oft ein Ehrenpunkt, und den Kampf mit dieſem Thiere, welches eine Wildheit wie die eines afrikaniſchen Büffels mit einer ungeheuren Kraft und einer unglaublichen Schnelligkeit verband, Mann für Mann mit Schwert, Dolch und Lanze zu beſtehen, war der höchſte Ruhm, den ein Jäger erwerben konnte, der ihm vielleicht die Würde des Anführers ſeines Stammes erwarb. Oft ſuchte man ſie eher zu vermehren als zu vermindern. So verbot Theodorich, König der Weſtgothen, alles Blaſen und Juchen dabei, weil dadurch das Thier verwirrt und in Schrecken geſetzt, der Muth der Menſchen und Hunde aber entflammt würde.

Oft fing man es aber auch in Gruben, in die man ſpitze ſtarke Pfähle ſchlug und ſie mit dünnem Reiſig bedeckte. — Eine andere Art der Jagd, die man auch auf Bären, Elenn- und Rothwildpret anwandte, war dieſelbe, welche man noch heut zu Tage in Oſtindien hat, um die wilden Elephanten zu fangen. Sie beſtand darin, daß man ſich eines weiblichen Auerochſenkalbes in ſeiner frühen Jugend zu bemächtigen ſuchte, es aufzog und ganz zähmte, zugleich aber abrichtete, daß es einem gewiſſen Rufe folgte und auch dann, wenn es allein in die Wälder ging, an einen beſtimmten Platz zurückkam.

Man bewürkte dies allein dadurch, daß man dem Thiere oft Salz reichte, welches eine Lieblingsnäscherei für daſſelbe iſt. Hatte man ſeinen Zweck in Hinſicht der Zähmung des Thieres vollkommen erreicht, ſo wurde in der Gegend, wo ſich Auerochſen aufhielten, ein Dickigt mit ſtarken Palliſaden eingezäunt, — etwa gleich unſern Saugärten — in welchem man dann ſeinen Pflegling eine Zeitlang weiden ließ. Wurde es zur Brunft geneigt, ſo ließ man es frei in die Wälder gehen, wo es zur Befriedigung ſeines Triebes einen wilden Auerochſen mitbrachte, und ihn als Gefangenen den Achtung gebenden Jäger in dem eingezäunten Flecke überlieferte. — Solche Lockthiere hatten natürlich einen ſehr hohen Werth *).

Um das 5te und 6te Jahrhundert fing man an, den Auerochſen mit Jagdhunden aufzuſuchen, die bloß auf ihn abgerichtet wurden, und ihn mit Hatzhunden zu hetzen, ſo wie parforce zu jagen. Man hatte dazu, wie aus dem Alemanniſchen Geſetze **) hervorgeht, Leithunde, Spürhunde und Hatzhunde, wo mit den erſten beſtätigt, mit den zweiten gejagt, und wenn das Thier ſich ſtellte, mit den letzten gehetzt wurde. Man legte auf dieſe Hunde, vor allen aber auf die Leithunde, ſehr großen Werth, ſo daß z. B. nach dem Alemanniſchen Geſetze ***) ein ſolcher, wenn er geſtohlen war, mit Zwölf Solidis oder Goldgulden vergütigt werden mußte.

*) LL. Alemann. Tit. 99.

**) Tit. 19.

***) Tit. 75.

während eine Kuh nur Einen kostete, und man für 45 Solidos so viel Nasen abschneiden konnte, als man wollte *), ja ein Sclave etwas früher nicht **) mehr, als ein mäßiges Faß jungen Weins kostete, und ein Dienstmann mit 35 Solidis vergütigt wurde. Nehmen wir die Kuh als den Maaßstab an, nach welchem wir den Werth des Leithundes berechnen, da der Preis der Nasen und Menschen sehr wandelbar ist, indem vorzüglich die letzten in der neuern Zeit ungeheuer werthlos geworden sind, und berechnen wir sie zu 30 Rthlr., als einem Mittelpreis, so würde der Leithund jetzt 360 Rthlr kosten.

Wir haben die Beschreibung einer Jagd des fränkischen Königs Childebert († 558 n. Chr. G.) auf dieses Thier, welche hier mit den Worten unseres französischen Gewährsmannes ***), der seine Quelle nicht angiebt, stehen mag.

„Unter König Childebert entdeckte man ein außer„ordentliches wildes Thier in dem Walde; es war ein „Büffelochse, der sich in seinem Lager aufhielt. Der „König, sehr zufrieden über diese Entdeckung, befahl „den Jägern für den folgenden Tag alle nöthigen Zu„bereitungen zu machen, die Hunde zu reizen, und sich „reichlich mit Waffen, Bogen und Pfeilen zu versehen. „Noch war die Morgenröthe nicht angebrochen, als schon

*) Si quis nasum alteri excusserit MDCCC. Denar., qui faciunt XLV. Sol., culpabilis judicetur. LL. Sal. Tit. 33. §. 13.

**) Diodor. Sicul. Bibl. L. 5. p. 304. Lit. B.

***) Mr. de St. Palaye.

„eine Abtheilung von Jägern sich nach dem Dickigt be„gab. Kaum konnte man die Gegenstände unterscheiden, „so gab sich ein jeder Mühe, das Thier auszumachen „und zu bestätigen, welches auch endlich gelang.“ Das Vorsuchen (quèter), das Lanciren, Anjagen, wird nun alles genau bestimmt, so daß es nicht möglich ist, es jetzt im Französischen besser und bestimmter auszudrücken.

Aus allem, was wir bisher angeführt haben, werden unsere Leser leicht haben abnehmen können, daß der Auerochse nicht häufig in Deutschland gewesen ist, und daß er schon in der Zeit um Christi Geb. zu den seltenen Thieren gehört haben muß. Es kann seyn, daß er in dem großen Harz-, Bühlner- und Schwarzwalde länger existirt hat; allein die Spur seiner Jagd verliert sich mit den Kaisern aus dem Karolingischen Stamme, also im zehnten Jahrhundert.

Nach dem Auerochsen war das Elenn, Elo oder Schelo genannt, das wichtigste Thier der Jagd. Sie waren häufiger als jene, und haben sich auch länger in Deutschland erhalten, da man bis zur Erfindung des Schießpulvers überall Spuren von ihnen findet, bis sie jetzt auf Preußen beschränkt sind, wo man für die Erhaltung dieser Thierart eine rühmliche Sorgfalt trägt. Noch im J. 943 müssen sie am Rheine, einer damals schon sehr kultivirten Gegend, nicht selten gewesen seyn, wie wir aus einer Urkunde sehen, worin Otto I. die Jagd derselben untersagt *), so wie Heinrich II. 1006,

*) Nemo sine venia Balderici Episcopi in pago forestensi Trentano cervos, ursos, capreas, apros, bestias insuper

Conrad II. 1025 dies Verbot wiederholten. Das Elenn liebt bekanntlich sehr moorartige Gegenden, welche im Sommer wenig zugänglich sind, und deren es damals wohl mehr in Deutschland geben mußte, als jetzt, wo die Flüsse keine Hindernisse aufhalten, und eine unzählige Menge Gräben und Kanäle gezogen sind. Die Jagd desselben war daher auch größtentheils auf den Winter beschränkt. Im Sommer wurden an dem Rande der unzugänglichen Brücher, welche ihnen zum Aufenthalte dienten, Salzlecken geschlagen, welche dies Thier sehr liebt, wobei man es auf dem Anstande erlegte. Traf man einen starken Wechsel, z. B. von einem Bruche zum andern, so zog man einen langen hohen Zaun über denselben, in dem bloß da Oeffnungen gelassen waren, wo Gruben das sorglose Thier erwarteten, gerade so, wie wir jetzt unsere Wolfsgruben anlegen, wie sich aus den mannigfaltigen vorhandenen Jagdgesetzen ergiebt. — Die vorzüglichste Jagd auf dies Thier fand aber im Winter statt, wenn die Brücher gefroren waren, und am allerergiebigsten war sie, wenn, nach einem Ausdrucke im gemeinen Leben, es weder hielt noch brach, so daß die Hunde und auch wohl Jäger über das dünne Eis weglaufen konnten, das schwere Elenn aber einbrach. Das einmal aufgefundene Thier war dann jedesmal unausbleiblich verloren. Man kann sich denken, mit welcher Begierde ein solcher Zeitpunkt wahrgenommen wurde. Auch im tiefen Schnee, wenn er eine Rinde bekam, die

---

quae teutonica lingua Elo aut Schelo appellantur, venati praesumat. Heda Episcop. Ultrajectin. Ultraject. 1643 pag. 83.

wohl die Hunde, aber nicht das Elenn trug, wurde es häufig mit Schneeschuhen gejagt. — Die Rüstern und großen Lippen waren, wie heut noch bei den Buräten und mongolischen Völkern, die größte Delikatesse. Das Wildpret wurde, obgleich es nicht zart ist, doch sehr geschätzt, und die Haut hatte als eine Lieblingsbekleidung der Deutschen einen großen Werth.

Der Hirsch genoß bei den alten Deutschen noch nicht die Ehre der König der jagdbaren Thiere zu seyn, die ihm in den neuern Zeiten geworden ist. Man zog ihm selbst den Bären vor, den man als ein nützliches Thier schätzte, und er war auch noch nicht in der Menge vorhanden, in welcher er später die Wälder und Felder der hungernden Bauern verwüstete; welches bei der Menge von Raubthieren, und da die alten Deutschen keine Schonzeit kannten, auch keinen Unterschied zwischen Hirsch und Thier machte, wohl auch nicht anders seyn konnte. Weniger scheu, als der Auerochse und das Elenn, weniger die zunehmende Bevölkerung fürchtend, als der Bär, verweilte er, als die Kultur der Länder zunahm und diese sich zurückzogen, und wurde als das schönste, edelste und größte der jagdbaren Thiere dann erst in seine ihm jetzt unbestrittene Würde eingesetzt. In Franken, d. h. den jenseits des Rheins gelegenen Ländern, wurde er früher geachtet, als im tiefen Deutschland, wo sich jene Thiere länger hielten; denn wir finden schon, daß die Könige vom Merovingischen Stamme als Sargdecke eine Hirschhaut erhielten, „weil dem Fürsten allein das Recht zukam, den edeln Hirsch zu tödten."

Um uns nicht zu wiederholen, wollen wir bloß die

besonderen Arten der Jagd bei jeder Thierart aufzeichnen und erwähnen; daher hier die ausgezeichnete Geschicklichkeit der alten Deutschen, den Hirsch in der Brunft durch den Hirschruf an sich zu locken, wobei sie sich in eine Hirschhaut hüllten und auf das sorgfältigste verwitterten. Es geschah dies, wie mehrere andere Jagden, bloß bei Nacht, weshalb sie auch den Mond als Schutzgott der Jagd verehrten, wobei unbestimmt ist, ob diese Verehrung aus der Mythologie der Römer in das germanische Heidenthum übergeflossen ist, oder ob es diesem ursprünglich eigen war. Gleiche Ursachen müssen, wie gesagt, indeß wohl immer gleiche Würkungen hervorbringen, und es kann daher leicht eine ächt germanische Sitte gewesen seyn, in dem ersten Neumonde vor Egidii (wodurch die Alten diesen Zeitpunkt bezeichneten ist nicht bekannt) an besonders dazu bestimmten heiligen Bäumen einen Hirschkopf mit Gehörn aufzuhängen und zum Opfer darzubringen.

Unter allen Thieren wurde auch von den germanischen Völkern der Hirsch am frühesten mit Hunden und zu Pferde so lange gejagt, bis er eingeholt und getödtet werden konnte, welches vollkommen unsere heutige Parforcejagd ist. Bereits um das Jahr 400 n. Chr. G., erzählt Aimonius, jagte der fränkische König Chlodwig einen Hirsch mit seinem Gefolge parforce, und entdeckte dabei einen unbekannten Fuhrt, welcher die Ursache seines Sieges über die Gothen unter Alarich war. In Gallien war diese Jagd schon früher üblich gewesen, und man kann sagen, zu einer großen Vollkommenheit gebracht worden, und die Franken überließen sich bei ih-

rer Eroberung dieſes Landes mit Leidenſchaft einem Vergnügen, welches ihnen ſo ſehr zuſagte. Von da kam ſie, vorzüglich unter Carl d. Gr., nach Deutſchland, und nahm immer mehr überhand, je thunlicher ſie durch die lichter werdenden Wälder und die mehrere Kultur des Landes wurde, bis ſie zuletzt alle andere Arten der Jagd des Hirſches verdrängte und es, zumal da zuletzt mehr das Jagdvergnügen als die Jagdbeute reizte, für ſchimpflich gehalten wurde, ein Stück Wildpret durch Gruben, Fallen, Schlingen, ſogar durch heimliches Auflauern zu erlegen. Als Deutſchland den Römern bekannt wurde, gebrauchten die Deutſchen durchaus keine Pferde zur Jagd, und Tacitus *), ſo wie Cäſar **), behaupten, daß die deutſchen Pferde klein, ſchwach und langſam, daher auch weder zur Jagd, noch zum Kriege tauglich geweſen wären. Zu Fuße aber läßt ſich dieſe Art der Jagd, ſelbſt wenn wir den germaniſchen Völkern die größte körperliche Vollkommenheit zuſchreiben, nicht füglich als Lieblingsjagd denken; wir finden auch nirgends Beiſpiele davon, als bis ſchon die römiſchen Pferde bei ihnen eingeführt waren, die Cäſar aller deutſchen, bei den Römern dienenden, Reiterei gab.

Es iſt jetzt das Verdammungswort über dieſe Art der Jagd in einem ſolchen Maaße ausgeſprochen, daß ſogar der verehrungswürdige Vater der jetzigen Jägerei Bedenken trug, in ſeinen Feierabenden ein Wort zur

*) De Mor. Ger. c. 6. Equi non forma, non velocitate conspicui.

**) Comment. de bello Gallico. L. 7. c. 65.

Vertheidigung derselben aufzunehmen, und man Gefahr läuft, von allen Jägern geächtet zu werden, wenn man sich öffentlich als ihr Verehrer bekennt. Das soll den Verf. aber nicht hindern, darauf hinzudeuten, daß man wohl das wirklich verdammenswerthe von dem ächt weidmänniſchen unſchädlichen Vergnügen trennen mögte. Verdammenswerth ſind dabei die mittelbaren, aber nicht davon unzertrennlichen und leicht zu vermeidenden Folgen der Parforcejagd, das Hegen eines übermäßigen Wildſtandes, welcher dem Landmanne nachtheilig wird, und das Beſchädigen der Felder durch die Jagd ſelbſt, wenn die Jagd durch die Feldflur führt. Das wird ein nicht ganz fühlloſer Menſch ſtets verdammen und verabſcheuen, kann es aber auch immer leicht vermeiden. Das Geſchrei über die Barbarei, ein edles unſchuldiges Thier zu quälen, iſt ein Staargeſchwätz, welches die Welt denen nachplappert, die es ihnen vorbeten, ohne je eine Parforcejagd geſehen zu haben. Wenn jede Jagd ſo ohne Quaal des zu jagenden Thieres abging, als die Parforcejagd, ſo wäre es ſehr gut. Man darf nur der Sache auf den Grund gehen, um zu ſehen, wie grundlos dieſer Vorwurf iſt.

Wenn der Hirſch angejagt iſt, ſo treibt er, ſo zu ſagen, im Anfange, ſeiner Überlegenheit im Laufen ſich bewußt, nur Scherz mit den Hunden, und es iſt nichts anders, als wenn ein Hühnerhund ohne Appell einen Haſen jagt, oder ein Wildhüther das Wildpret vom Felde hetzt, wobei doch niemand über Grauſamkeit ſchreiet. Späterhin weiß er zu Zeiten oft gar nichts von der Meute, die vielleicht eine halbe Meile weit zurück iſt,

und er hat höchstens die Unannehmlichkeit wie ein Pferd, welches stark geritten wird, oder wie ein Mensch, welchen eine Ursache bewegt stark zu laufen. Zuletzt erst, wenn man ihm das Vorausſehen ſeines Endes, ſo wie bei dem Menſchen, wenn er zum Richtplatze geführt wird, zuſchreiben wollte, könnte man bei ihm die Todesangſt vermuthen, über die uns ſchon ſo viel herzbrechende Deklamationen zum Beſten gegeben ſind. Der Hirſch, oder das Thier überhaupt, hat aber zwar wohl Inſtinkt, welcher ihn treibt, die Gefahr zu vermeiden, allein er hat nicht das Vermögen, die Größe derſelben zu berechnen, und darnach ſeine Furcht zu beruhigen oder zu vermehren. Die Angſt iſt aber lediglich ein Produkt dieſer Fähigkeit, zu berechnen, wie weit es möglich iſt einer Gefahr zu entgehen oder nicht, und es hieße die Kraft des Geiſtes der Thiere über die Gebühr ehren, wenn wir ihnen dieſe zuſchreiben wollten. Offenbar hat dieſe Angſt wenigſtens der Hirſch nicht, wenn er, ohne Luſt und vielleicht auch ohne Kraft zum Laufen, ſich vor den Hunden ſtellt. Hätte er ſie, ſo würde er ſich nicht ſo ſtolz und kräftig vertheidigen, denn eine ſo große Beängſtigung läßt gar keine Vertheidigung zu, ſondern liefert bewußtlos und kraftlos in die Hände des Feindes; wie ſich dies täglich bei dem Menſchen bewährt und ſchon tauſendmal bewährt hat. Übrigens iſt ja auch dann, wenn er ſich erſt ſtellt, ſein Ende ſchon ſehr nahe, und dieſer Zuſtand überhaupt dauert nur ſehr kurze Zeit.

Das, was die Thiere wirklich quält, iſt nicht dieſe Angſt, wie wir uns einbilden, ſondern es ſind die körperlichen Schmerzen, für welche ſie allein empfänglich ſind.

sind. Was ist denn nun aber grausamer, einen Hirsch parforce zu jagen, oder ihn schlecht zu schießen? — Geschiehet das letztere aber nicht oft? selbst von guten Jägern, und unzähligemale von so viel schlechten, deren zur Schande des Jägernamens täglich mehr werden? Wenn ein Thier mit einer Wunde, in die vielleicht Würmer kommen, mit einem zersplitterten Knochen, mehrere Tage umher schleicht und nicht leben, nicht sterben kann; wenn es bei unsäglichen Schmerzen nirgends Ruhe findet, sondern mit dem Schweißhunde gehetzt, wohl gar noch einmal geschossen wird, ohne gleich zu verenden, das ist die wahre Barbarei und Grausamkeit, worüber niemand spricht, sondern wovon wohl gar mit großem Vergnügen merkwürdige Hetzen erzählt werden. Und auch das nicht einmal — was ist denn barbarischer, ein Thier frei in den Wäldern zu jagen, wo es kaum eine Ahndung von der Gefahr hat, oder in einem eingestellten Jagen darunter zu metzeln, daß es verstümmelt auf dem Laufe liegt, oder nachdem es schon Tage lang in den Lappen und Tüchern umhergetrieben ist, es von den Jagdhunden zerreißen zu lassen? —

Der Verf. hält die der Parforcejagd Schuld gegebene Barbarei für ein Vorurtheil, denn es ist ihm nie möglich gewesen sie dabei — wie sie z. B. in Dessau statt fand — aufzufinden, und er erklärt unverholen, daß er sie für das hinreißendeste ritterlichste Vergnügen hält, was man als Jäger genießen kann. Die fröhliche Meute, die wiehernden Rosse, das treibende rufende Hörnergetön, der Schmuck der über die Heide fliegenden Jäger, der Anblick des fliehenden Hirsches, der Ton des fernen

Hallali, erfüllen die Brust mit einer Jägerlust, die unbeschreiblich ist. Wie oft sind schon, wenn sie sonst nur reiten konnten, die größten Schreier über diese Barbarei zuletzt fröhlich mit geritten, und haben gejucht, trotz dem fühllosesten Piqueur. Diese Jagd würde gewiß bis in den Himmel erhoben werden, wenn niemand anders darüber schreiben dürfte, als wenn er eben dabei gewesen wäre. Gewöhnlich sind aber die Tadler Menschen, die sie nie gesehen haben.

Kehren wir, nach dieser Abschweifung, zu dem verlassenen Gegenstande zurück und bemerken noch, daß diese Art das Rothwildpret, oder auch andere Thiere, zu Pferde mit Hunden bis zur Ermüdung zu jagen, schon unter den Carolingern in Deutschland auf feste Regeln und zu einer ziemlichen Stufe der Vollkommenheit gebracht wurde; ob sie gleich noch nicht diejenige erreicht hatte, auf welcher sie im Mittelalter stand. — Von jeher waren jedoch, wie nicht zu läugnen ist, die Franken oder die Franzosen den Deutschen darin überlegen, wovon theils ihre außerordentliche Hunderace Ursach war, theils das, daß diese Jagd besser für den französischen Ungestüm, als für die deutsche Ruhe paßte.

Eine besondere Art die Rehe zu jagen, läßt sich nicht auffinden, wie denn auch dieses harmlose Thier wohl keiner großen Anstrengung bedurfte, und auch bei den obwaltenden Umständen nicht häufig seyn konnte.

Die Gemsen und Steinböcke waren sonst viel weiter in Deutschland und den Ländern, die dazu gerechnet wurden, verbreitet, als jetzt, wo sie erst in die unzugänglichen Alpen vertrieben sind, und wo vorzüglich das Ge-

schlecht der Steinböcke, bis auf einige wenige Individuen in den Savoiischen und Salzburgischen Alpen, in Europa beinahe vernichtet ist. Beide Thiergattungen wurden nicht nur in den Krainschen, Tyroler und Italiänischen Alpen, sondern auch in den Vogesen, dem Harzwalde, den Böhmischen und Schlesischen Gebürgen gefunden. Zu scheu, als daß man ihnen mit dem damals üblichen Geschosse, zu flüchtig, als daß man ihnen mit Hunden hätte beikommen können, legte man diesen Thieren häufig Selbstgeschosse von Pfeilen, Schlingen, und stellte Fallen auf die Weideplätze. Oft vereinigte sich auch eine große Jagdgesellschaft, um sie in enge Thäler zu treiben, von denen die Ausgänge verzäunt wurden, wo man sie dann, so wie sie flüchtig heran kamen, mit Pfeilen und Wurfspießen erlegte, als erstere Waffe gemein wurde. Im Oesterreichischen und Salzburgischen wurde späterhin die Jagd eine Lieblingsleidenschaft der Regenten, welche es jedoch, wegen der schwer zu übersehenden Reviere, nie dahin bringen konnten, daß die Unterthanen ganz Verzicht darauf gethan hätten.

Sauen wurden in den frühesten Zeiten häufiger als alle andere Thiere, etwa Bären ausgenommen, mit Hunden gehetzt und mit Spießen abgefangen, da dieses wehrhafte Thier sich leicht gestellt. Auch findet man in den ältesten Schriftstellern Spuren von Saugärten und Körrungen, wozu man hauptsächlich die Nüsse der Pinus Cembra, welche das Schwein sehr liebt, anwendete, wo sie zu haben waren.

Der Bär war für die alten Deutschen nächst dem Auerochsen und dem Elenn das liebste und wichtigste

Jagdthier — kaum daß sie ihn für ein Raubthier hielten, da er sich ohnedem mehr von Früchten als vom Raube nährte. Seine Haut, der sie den Namen Bärenhäuter zu danken hatten, diente ihnen zur Schlafstelle und zur Bettdecke; sein Wildpret war ihnen eine köstliche Speise. Vorzüglich die Schinken oder Schlegel und Tatzen wurden daran geschätzt; wie sie denn auch noch heut zu Tage in einigen Gegenden als Delikatesse genossen werden. Auch war es vormals gebräuchlich, daß der Eigenthümer einer Jagd, d. h. der Lehnsherr, bei Verleihung derselben, sich eine Keule von jedem Bären, zuweilen auch wohl von dem Hirsche, vorbehielt, die ihm als Jagdtribut entrichtet werden mußte. Das Fett des Bären brannte man theils in der Lampe, theils gebrauchte man es auch an die Speisen. — Die Jagd auf Bären war sehr mannigfaltig. Vorzüglich aber suchte man ihn bei frischem Schnee auszumachen, da er zu Anfange des Winters am feistesten war. Eine Neue wurde daher von den alten Jägern mit eben so viel Sehnsucht erwartet, als von den heutigen Jägern, wenn sie Wölfe oder Sauen vermuthen. In seinem Winterlager, das er in Hölen, holen Bäumen, unter umgefallenen Stubben u. dergl. bereitete, wurde er durch Rauch getödtet, mit Spießen erstochen und Keulen erschlagen. Herausgejagt, stellten ihn die Hunde bald, wo ihn denn die Jäger muthig angriffen. Eine Menge Fallen, Gruben, Schlagbäume u. dergl. wurden ihm zu Gefallen auch während des Sommers gestellt, so wie man ihn auch mit zahm gemachten Bären fing. — Dies Thier ist noch nicht gar lange aus Deutschland gewichen, und die Bärenjagden

hier, wie in Frankreich, gehörten noch im Mittelalter zu den vorzüglichsten Ergötzlichkeiten des Adels und der Fürsten, wovon die Schildereien auf Tapeten und Gemälden, so wie in den Chroniken, hinreichenden Beweis geben.

Wölfe, Füchse und Luchse wurden von den Bauern *), doch auch nur von diesem Stamme, mit vergifteten Pfeilen getödtet, und es gereicht dem germanischen Charakter zur nicht geringen Ehre, daß dies die einzige Spur ist, wo wir auf ihren Gebrauch stoßen, und daß sie nie gegen Menschen angewendet wurden, da man doch ihren Gebrauch kannte.

Die Jagd der Biber und Ottern, welche damals sehr häufig gewesen zu seyn scheinen, da die der ersten durchgängig als ein Regale betrachtet wurde (in den Marken bis in das 17te Jahrhundert), war sehr wichtig und fand an allen deutschen Flüssen ohne Ausnahme statt. Sie war eine Beschäftigung, der gewisse Menschen sich ausschließlich widmeten, und welche selten von andern Jägern getrieben wurde. Man hatte dazu ganz besonders abgerichtete Wasserhunde, welche unter dem Namen Biberhunde in den Baierschen Gesetzen **) vorkommen und von großem Werthe waren. Mit diesen suchte man sie in ihren Bauen, unter holen Ufern, Stöcken u. dergl. auf, jagte sie in aufgestellte Säcke oder Netze und erschoß oder erschlug sie. Von solchen großen Bibercolonien, als in den nordamerikanischen

*) L. B. Tit. 3.

**) Tit. 19.

Flüssen gefunden wurden, hat man jedoch in den deutschen Gewässern keine Spur. — Der Otter- und Biberfallen geschieht ebenfalls hin und wieder Erwähnung.

Der Marder gab das kostbarste Pelzwerk, welches die Deutschen kannten, und man trachtete ihm daher häufig nach. Deutschland konnte den Bedarf davon bald nicht mehr liefern, und wir finden daher schon frühzeitig Spuren, daß sie mit dem Bernstein aus Preußen eingeführt wurden. Carl der Große, um der zunehmenden Verschwendung in dieser Hinsicht zu steuern, bestimmte als den höchsten Preis eines Rockes von Marderfellen dreißig Solidos *), der nach damaligem Gelde auch in der That ungeheuer theuer war. Ein Rock von wilden Katzenfell sollte nicht mehr als zehn Solidos kosten, während man Einen Scheffel Hafer oder 30 Pfund Roggenbrod für Einen Denarius, d. i. den vierzigsten Theil eines Solidus, kaufte **). Man siehet daraus hinlänglich, daß alle Gegenstände der Jagd nicht in demselben Verhältnisse im Preise gestiegen sind, als die Produkte des Ackerbaues und der Werth der Arbeit, wie das sich weiter unten noch deutlicher zeigen wird. Für dreißig Goldstücke kauft man heut zu Tage auch noch einen Marderpelz, aber nicht mehr Einen Scheffel Hafer für Einen Denar.

Der Hase, auf den sich nun in vielen Gegenden die Jagd beinahe ganz allein beschränkt, war sonst nicht

*) Capitul. A. 808. C. 5. 738. bei Heinecc.

**) Conc. Francof. C. 2. p. 588. Heinecc.

so häufig als jetzt, und war eine besonders ausgezeichnete Speise bei den Göttermahlzeiten der alten Deutschen. Dies war wahrscheinlich die Ursache, daß er nur bis zur Einführung der christlichen Religion ungehindert von ihnen gegessen werden konnte, da es ihnen dann der Apostel Bonifacius auf Befehl des Papstes Zacharias, nebst dem Genusse des Bibers, der Störche und Krähen, vorzüglich aber des Pferdefleisches untersagte *). Diese Einschränkung muß sich jedoch schon bald wieder verloren haben, denn in des Bischof Burkard von Worms Beichtfragen, worin doch alle Sünden erwähnt sind, und wovon wir weiter unten mehr sagen wollen, ist keine Rüge deshalb mehr aufzufinden. Wo die Gegend es erlaubte, gebrauchte man Windhunde und auch starke Falken zur Hasenjagd.

Die Jagd auf Flügelwildpret scheint beinahe ausschließlich mit Falken und Baizvögeln betrieben worden zu seyn. Es ist gewiß, daß die Kunst, Baizvögel abzurichten, in Deutschland schon früher bekannt war, als die Römer sie kennen lernten. In den ältesten Nachrichten lassen sich Spuren davon auffinden. Was war auch wohl natürlicher, als daß eine Nation, welche weder Bogen und Pfeile noch Netze kannte, ein ander Mittel aufsuchte, um sich der Bewohner der Luft zu bemächtigen, und darauf fiel, die Raubvögel dazu zu ge-

*) Inprimis de Volatilibus id est graculis et corniculis, atque ciconiis, quae omnino cavendae sunt ab esu Christianorum. Etiam et fibri atque lepores et equi silvatici, multo amplius evitandi. Tom. 6. Conc. Labbei O. 1525.

brauchen, welche sie täglich dieselben fangen sah. Diejenigen, welche man dazu abrichtete, waren sowohl aus der Gattung Accipiter, als auch Falco; obgleich diese schwer und träge waren, und zwar F. Lagopus, Buteo, Falco Gyrofalco, Palumbarius, Peregrinus, Lanarius, Tinunculus und Nisus, je nachdem man sie stark oder schwach, auf groß oder klein Geflügel haben wollte. Der Falco Islandus, welcher später beinahe ausschließlich zur Baize gebraucht wurde, scheint früher wenigstens nicht allgemein üblich gewesen zu seyn, welches man aus dem großen Werthe schließen kann, den man auf diesen weißen Falken, der gut abgerichtet beinahe unschätzbar war, legte. Nachdem Bajazet aues Lösegeld für den Grafen von Navarra ausgeschlagen hatte, entließ er ihn für zwölf solcher Falken, die ihm der Herzog von Burgund schickte *), und ein weißer Falke wird überall als ein köstlich selten Ding gerühmt. Sie wurden aus Island, Dänemark und Norwegen eingeführt, und bildeten einen beträchtlichen Handelszweig. Es sind wohl dieselben, die in dem Wildungschen Neujahrsgeschenke 1799 S. 30 beschrieben, und Tab. 17 abgebildet sind.

Daß übrigens die ursprünglich deutschen Arten der Falken ebenfalls sehr gut zur Baize zu gebrauchen waren, und daß die Deutschen in der Kunst sie abzurichten vorzüglich berühmt waren, gehet deutlich genug daraus hervor, daß der König Aethilbert aus England den heil. Bonifacius ersuchte, ihm aus Deutschland Falken zur

*) Choisy Hist. de Charles VI. p. 216. 225.

Kranichbaize zu schicken, weil diese in England nicht zu treffen wären *). Der Deutsche achtete aber diese Jagd beinahe auch höher als jede andere, und war alles zufrieden, wenn ihm nur sein Baizvogel und sein Degen blieb **). Es gehet übrigens deutlich aus den angeführten Stellen hervor, wie viel mehr Werth man auf die Gattung Accipiter, als auf die Falco legte. Einen Falken und einen Degen hatte beinahe jeder freie Deutsche, und seine Ehre bestand darin, sich auf beide verlassen zu können. Wenn auch wirklich nicht zu läugnen ist, daß die Deutschen in Hinsicht der Jagdfertigkeit bei

*) Unam rem praeterea a vobis desidero mihi exhiberi, quam nobis acquirere valde difficile esse, juxta quod mihi indicatum est, nullatenus reor; id est duos falcones, quorum ars et artis audacia sit, grues velle libenter captando arripere, et arripiendo consternere solo. Ob hanc etenim causam de harum acquisitione et transmissione ad nos avium vos rogamus: quia videlicet et perpauci hujus generis accipitres in nostris regionibus, hoc est in Cantia reperiuntur, qui tam bonos producant foetus, et ad supra dictam artem animo agiles ac bellicosi educentur, edomentur, ac doceantur. Epist. XL. inter Bonifac. Edit. Serarii p. 54. Dem König Ethelbald schrieb Bonifacius: Pro signo veri amoris direximus tibi accipitrem unum, et duos falcones, duo scuta et duas lanceas. Epist. XII. p. 16. Ed. ej.

**) In compositionem Wirgildi volumus, ut ea dentur, quae in lege continentur, excepto accipitre et spata, quia propter illa duo aliquoties perjurium committitur, quando majoris pretii, quam illa sint, esse jurantur. Capit. I. A. 819. C. VIII. col. 739. ap. Heinece.

der Jagd mit Hunden hinter den Franken, und als Bogenschützen hinter den Engländern und Ungarn zurückblieben, so ist es dagegen auch ganz unbestreitbar, daß sie es in Abrichtung und im Gebrauche der Baizvögel weiter gebracht hatten, als alle andere Nationen. Wie weit dies ging, würde man heut zu Tage kaum glauben; wir werden aber in der Folge merkwürdige Beispiele bei der Jagd des Mittelalters anführen. Diese Leidenschaft für Baizvögel war bei Hohen und Niedern gleich verbreitet, und vorzüglich hatten wir zwei Regenten in Deutschland, Heinrich I. oder der Vogelsteller, † 936, und Friedrich II. † 1256, welche die Jagd mit Baizvögeln als ihr größtes Vergnügen achteten. Der letztere schrieb sogar einen besondern Traktat über diese Jagd, welchen der ehrwürdige Nestor unserer Philologen, Prof. Schneider, unter dem Titel: Reliqua librorum Friderici II. Imperatoris de arte venandi cum avibus, cum Manfredi Regis additionibus. Accedunt Alberti M. capita de falconibus, asturibus et accipitribus, quibus annotationes addidit suas I. G. Schneider. Tom. I. cum fig. Lips. 1788. in gr. 4. herrlich edirt hat. Ein Werk, welches als ein Denkmal der Kenntnisse und Jagdliebe unserer Vorfahren in den Händen jedes gebildeten Jägers und jedes Naturforschers seyn sollte.

Die Jagd mit Baizvögeln war nicht bloß die Jagd der Männer, sondern auch eine Lieblingsergötzung der Frauen, und wahrscheinlich dasjenige Vergnügen, welches beide Geschlechter zuerst öffentlich und ohne Vorwurf gemeinschaftlich genießen konnten, da sonst noch selbst im Mittelalter die Absonderung der Frauen von

männlicher Gesellschaft ziemlich streng war. Tanz war bei den alten Deutschen bloß eine gymnastische lebensgefährliche Übung für Jünglinge, indem er blos darin bestand, daß sie sich nach dem Takte rasch und in schnellen Kreisen zwischen spitzen Spießen und Schwertern bewegten. Seiner Geliebten einen gut abgerichteten Baizvogel zu bringen, war für den Deutschen der höchste Grad der Galanterie, und man eroberte ein sprödes Herz damals leichter dadurch, als jetzt durch einen Shawl von Cachemire oder ein Dutzend Almanachs-Ephemeren. Wer hat nicht jenes höchst rührende Gedicht gelesen, wo ein Ritter seiner Geliebten alles opfert, so daß ihm nichts mehr bleibt, als sein treuer Vogel, um den ihn der ganze Gau beneidete. Arm und von der spröden Schöne verlacht und verspottet, der er seine Burgen hingab, fliehet er in die Einöde und lebt von seinem Grame und der Beute, die dieses treue Thier ihm ungeheißen bringt. Da kömmt die Stolze mit schmeichelnden Worten, um auch diesen zu erhalten, Liebe in den Blicken und Spott in der Brust. — Der Ritter siehet nur die Blicke, und, außer sich vor Freude, hat er nichts ihr vorzusetzen, als der treue Vogel ihm auf die Hand springt. Unter heißen Thränen schlachtet er das treue Thier, es mit seinen Küssen bedeckend, zum Mahle für die Geliebte, die dazu kömmt, und von so viel Liebe hingerissen, ihm ihr Herz und ihre Schätze schenkt.

In der That, wenn etwas schönes, romantisches, hinreißendes gedacht werden kann, so muß es die Jagd mit dem Baizvogel gewesen seyn, welche die Frauen nicht

bloß nicht ausschloß, sondern wo sie ganz eigentlich dazu gehörten, und es ist unbegreiflich, wie man auch da, wo man auch noch Baizvögel hat, wie dies z. B. der Fall, wenigstens vor nicht langer Zeit in Meinungen war, so wenig daraus macht. Die Jagd mußte an Reizen verlieren und in der Achtung der gebildeten Stände sinken, sagt ein französischer Schriftsteller, als das Knallen der Gewehre die Schönen davon verscheuchte. — Den Falken auf der Hand, ritt der Ritter kosend neben seiner Dame, deren Haar im Morgenwinde flatterte. Um ihn her streiften lustig die Hunde, um Wildpret zu suchen und aufzujagen. Jetzt vermuthet er etwas und reicht den Vogel der Jungfrau, die ihn fliegen läßt, sobald sie es erblickt. Pfeilschnell stürzt er auf die ihm angewiesene Beute — das Rebhuhn birgt sich in den Strauch, wo es der Ritter aufnimmt und unversehrt der Dirne reicht, die streichelnd es im Busen verbirgt. Der Reiher steigt in die Luft, und ein Kampf beginnt, wie ihn die Feenmährchen schildern, die Pferde fliegen über Felder und Wiesen dem Vogel nach, bis die Kämpfer ermattet sinken und der Ritter den siegenden Falken abnimmt. Der Kranich zur Erde gebaizt wird eine Beute der flüchtigen Hunde, welche die Herrin lößt, und süße Blicke lohnen dem Ritter, der den braven Falken desto sorgfältiger pflegt und höher schätzt, jemehr er siehet, was ihm derselbe erkämpft. — Man sage selbst, ob diese Jagd nicht jede andere an Reiz übertreffen mußte. — Man hatte, wie man aus den Baierschen Gesetzen *) siehet,

*) Tit. 20.

Kranich-, Gänse-, Enten-, Hühner-, Wachtel- und Lerchenfalken, welche desto mehr Werth hatten, je größere Thiere man mit ihnen baizen konnte, so, daß z. B. nach den Alemannischen Gesetzen ein Kranichfalke mit sechs, und ein Hühnerfalke nur mit drei Solidis, wenn er gestohlen wurde, vergütet werden mußte. Die schätzbarsten Eigenschaften eines Falken waren Kühnheit, Feuer, Schnelligkeit, Ruhe auf der Hand und Gehorsam. Ein gut abgerichteter Falke mußte, so zahm er auch war, wenn man ihn auf der Hand hatte, wüthend alles angreifen, auf was man ihn stoßen ließ, und er besiegte oft viel stärkere Thiere als er selbst war, oder brachte sie wenigstens durch einen anhaltenden Kampf auf die Erde, so daß sich der Jäger ihrer bemächtigen konnte.

In der Schrift über die Falkenjagd, welche unter der Regierung Philipp des Langen in Frankreich erschien, wird folgendes merkwürdige Beispiel dieser Kühnheit erzählt. Ludwig der IX. baizte, und sein Falke griff einen Adler an, der hoch in der Luft schwebte, kämpfte mit ihm und tödtete ihn zuletzt in der Luft. Alles war entzückt über die Kühnheit und Stärke des unvergleichlichen Falken, nur der König befahl — vermuthlich des Beispiels wegen — denselben zu tödten, weil er so tollkühn gewesen sei, den König der Vögel anzugreifen.

In Hinsicht des Gehorsams und der Dressur der Baizvögel brachte man es zuletzt so weit, daß dieselben andere kleinere Vögel auf den Ruf ihres Herrn lebendig apportirten, wie wir weiter unten ein Beispiel anführen werden, welches die Sitten der Vorzeit so treu darstellt. —

Zum Fangen derjenigen Thiere, welche der Baizvogel nicht festhalten konnte, sondern bloß auf der Erde stellte, wenn man sich so ausdrücken darf, hatte man Habichthunde, eine besonders abgerichtete Art Windhunde, welche ebenfalls in den Baierschen Gesetzen vorkommen.

Aus den bereits erwähnten Beichtfragen des Bischofs Burkard von Worms sehen wir, daß es zu seiner Zeit noch eine Sünde war, von einem Stück Wildpret zu essen, welches von einem Baizvogel zu Boden gestürzt und getödtet oder von Hunden zerrissen war, ohne daß der Jäger es vollends hatte tödten können. Es heißt bei ihm:

„Hast du von dem Fleische der Thiere genossen, die „von den Wölfen und Hunden zerrissen sind und „hernach todt gefunden wurden? Hast du von Vö„geln gegessen, die ein Stoßvogel zu Boden gestürzt, „und hast sie nicht erst durch ein Eisen ganz ge„tödtet?" —

wofür in der Fasten Buße gethan werden mußte.

Wahrscheinlich wurde von der Geistlichkeit dies unmittelbare Tödten des Thieres durch den Jäger theils deshalb verlangt, damit dem barbarischen Quälen desselben durch die Baizvögel und Hunde vorgebeugt werde, theils deshalb, damit nicht schädliches, krankes Fleisch genossen werde.

Bemerken wir doch auch hierbei, daß wir in eben diesen Beichtfragen schon die Spur der Sage vom wilden Jäger finden; denn der Bischof legt denen Buße auf, welche glauben, daß des Nachts die Göttin Diana, oder die Strigholden im Forste auf die

Jagd, in Begleitung einer Menge von Teufeln in Weibergestalt, reiten. Sie kann also nicht in dem Mittelalter entstanden seyn, wie man bisher behauptet, sondern rührt wahrscheinlich noch aus den Zeiten her, wo die Deutschen Bekenner des Heidenthums waren, weshalb auch der strenge Bischof, der überall die Spuren des Heidenthums aufsucht, die sich so lange unter den Deutschen auffinden ließen, die Buße auflegt. So wie überhaupt das Zeitalter Carl des Gr. einen merkwürdigen Abschnitt in der deutschen Geschichte bildet, so ist dies besonders auch der Fall in Hinsicht der Jagd. Dieser Fürst, einer der leidenschaftlichsten Jäger, welcher die Geschichte erwähnt, führte eine Menge, den Deutschen bißher unbekannte, Gebräuche dabei ein, welche die Franken von den Galliern, und diese vielleicht zum Theil von den Griechen und Römern angenommen hatten, wie dieses der Fall bei der Jagd war, wo man einen großen Distrikt mit Tüchern und Netzen fest einstellte. Die bisher sehr einfache Jagd der Deutschen wurde nun nicht nur viel complicirter, sondern Carl führte dabei auch eine nie gesehene orientalische Pracht ein, welche allerdings zwar wohl dazu diente das Vergnügen zu erhöhen, aber auch den Genuß desselben sehr kostbar machte, und ihn daher nur für Vornehme und Reiche möglich machte, die überdem die ausschließende Jagdgerechtigkeit immer mehr und mehr auf ihre Person beschränkten.

Der Erzbischof Hinkmar von Rheims hat uns einen Jagd-Etat Carls aufbewahrt.

„Vier Jägern," sagt er, „waren Jagdhunde, und „einem Falkenier Baizvögel übergeben; jene waren den

„drei vornehmsten Hausoffizianten, dem Sendschalk, dem „Flaschenbewahrer und dem Konnetable untergeordnet. „Von diesen empfingen sie Befehle, um, nach Verschie„denheit der Jahreszeiten, alles zu verfügen, was zu „dem Geräthe der Falkenjagd und der Jägerei nöthig „war. Diese drei hohen Beamten bestimmten auch die „Anzahl der Menschen, Pferde und Hunde, die in dem „Pallaste des Monarchen und in jedem seiner Jagdschlös„ser unterhalten werden sollten; ja sie benannten sogar „die Quartiere, wo dieses oder jenes Jagdgeräth auf„bewahrt werden sollte; denn man mußte solche Örter „wählen, wo die dazu nöthigen Bedürfnisse zu erhalten „waren, und wo zugleich die nöthigen Übungen ange„stellt werden konnten. Sobald dies Geräth anfing den „Einwohnern einer Gegend beschwerlich zu fallen, so „ließ man dasselbe anders wohin bringen. Doch sahe „man darauf, daß der Pallast, wo der Fürst residirte, „niemals ganz davon entblößt wurde, und das immer „in zureichender Menge, theils zur Zierde, theils zum „Bedürfniß vorhanden war."

Von diesem Fürsten an lassen sich erst die Spuren auffinden, daß im eigentlichen Deutschland die Jagd als Regale behandelt wurde, da sie bis dahin jedem Freien, welcher Waffen tragen durfte — welches Recht sich bloß auf den Adel beschränkte — erlaubt war. Nicht, daß man sie hierin mit einem Male beschränkt hätte, das würden sie nicht ertragen haben, sondern man fing nach und nach an, einige zur Jagd gelegene Distrikte für die Fürsten zu reserviren und das Jagen darin zu untersagen. So bildete Carl in den Gegenden um Nim-

wegen,

wegen, Ingelfingen und Aachen, wo er sich sehr oft aufhielt und Palläste hatte, Jagdgehege, und dehnte dies in seinen letzten Regierungsjahren auf die ganzen Ardennen, Vogesen, und die mehrsten großen fränkischen Wälder aus. Die kleinern Fürsten folgten bald diesem Beispiele, und ließen sich von dem Kaiser das ausschließende Jagdrecht ertheilen, wie wir aus der Note S. 58 gesehen haben. In den Besitzungen der unmittelbaren Ritterschaft, welche früher so zahlreich waren, hatte gewöhnlich der Herr ohnehin das alleinige Recht auf die Jagd und in den Krieg zu ziehen, und die Jagdgerechtigkeit wurde daher bald gebildet. Wenn wir sie ein Regale nennen, und sie doch den sämmtlichen Fürsten, welche den Kaiser als ihren Oberherrn erkannten, und sogar den kleinern Rittern zugestehen, so liegt der Grund davon darin, daß alle diese Besitzer von Land und Leuten eigentlich alle die Rechte, z. B. der Münze, des Kriegführens, des Blutbannes ꝛc. hatten, welche in andern Ländern nur dem Könige zustanden. In Frankreich und England, wo die Vasallen in einem andern Verhältnisse zu ihrem Fürsten standen, als in Deutschland, und früher von ihm unterdrückt wurden, war die Jagdgerechtigkeit unter mehreren Königen in der That allein auf dessen Person eingeschränkt. Carl gestattete in den Gegenden, wo er sich öfter aufhielt, nur den großen Baronen und geistlichen Fürsten das Recht der Jagd. Wie eifersüchtig er darauf war, ersiehet man daraus, daß er den von ihm so sehr verehrten Mönchen von St. Denis und St. Thin nur nach vielen Schwierigkeiten erlaubte, in den Wäldern um diese Klöster einige Hirsche zu ja-

gen, um das Wildpret davon zur Herstellung kranker Mönche, und die Häute zum Einbinden der Bücher, zu Handschuhen und zu Gürteln zu verwenden *). Der Abt Sugger hatte späterhin viel Mühe, dies Recht für das Kloster von St. Denis geltend zu machen, und bot alle Lehnsleute desselben deshalb auf. Die Salischen, Bairischen, Ripuarischen und Alemannischen Gesetze wimmeln von Beweisen der Jagdtyrannei der Fürsten, und so wie Leibnitz die deutsche Sprache eine Jägersprache nennt, so könnte man die alte Gesetzgebung eine Jagd-Gesetzgebung nennen. In Deutschland, welches so unzählig viel unabhängige Fürsten und kleine Herren enthielt, war diese Jagdtyrannei vielleicht drückender als in jedem anderen Lande, so wie immer der Tyrann in einem kleinen Lande unendlich drückender wird, als in einem großen, wo man die Berührung mit ihm viel leichter vermeiden kann.

Carl führte in Deutschland zuerst den Gebrauch ein, mit hohem Zeuge zu jagen, was wir ihm eben nicht danken können, da diese Art der Jagd einen eben so nachtheiligen Einfluß auf den Wohlstand des Landes haben muß, als für den Wildstand selbst, und der ächte Jäger, der den Adel der Jagd und dieses Vergnügens wirklich erkennt, immer eine solche Metzelei, als eine Mißgeburt der Sucht nach Genuß, verachten wird. Derjenige, welcher sein Vergnügen bei der Jagd darin setzt, viel Wildpret zu erlegen und nicht in der Art, wie es

*) Annales Ord. St. Benedicti T. II. 229. 294.

geſchiehet, macht einen großen Fehlgriff, und thät beſſer, ſich als Metzger zu vermiethen.

In der Nouvelle Collect. des Historiens de France T. 5. p. 388 seq. finden wir das lateiniſche Gedicht: Versus de Carolo Magno et Leonis Papae ad eundem adventu, welches uns eine ziemlich genaue Beſchreibung einer ſolchen Jagd giebt. Wir ſehen daraus, daß das zuſammengetriebene und eingeſtellte Wildpret von der Geſellſchaft, die aus dem Kaiſer, ſeiner Gemalin, ſeinen Töchtern und ſeinen vornehmſten Hofbeamten beſtand, in dem Jagen zu Pferde gejagt, und mit Wurfſpießen, Lanzen und Pfeilen erlegt wurde. Aus der großen Anzahl der darin befindlich geweſenen gefährlichen Thiere läßt ſich wenigſtens abnehmen, daß dieſe Jagd damals mehr ritterliches an ſich hatte und mehr Geſchicklichkeit und Muth erforderte, als heut zu Tage, wo dies eben nicht nöthig iſt, um aus dem Schirm auf den Lauf zu feuern. — Zugleich kann man aus dieſer Art zu jagen die große Menge des erforderlichen Zeuges abnehmen, welches man haben mußte, wenn vielleicht 50 bis 60 Perſonen ſich zu Pferde im Jagen tummeln ſollten. Schon Carl der Gr. beſchränkte ſeine Jagd auf Rothwildpret, vorzüglich aber auf den Hirſch, auf die Feiſtzeit, die drei Monate Juli, Auguſt und Septbr., und ſchonte daſſelbe vom December an gänzlich, welches die erſte Spur iſt, die man von einer beſtimmten Schonzeit in der Geſchichte findet. Er jagte den Hirſch nur mit ſechs guten Hunden, und die Benennung der Sechshunde blieb den Kopfhunden bei der Königl. Jägerei in Frankreich lange Zeit. Späterhin ſtieg der Luxus in dieſer Hinſicht, und

man vermehrte in 13ten Jahrhunderte die Meute bis auf 40 — 50 Stück, im 16ten aber bis auf 150 und mehr. In den Wintermonaten jagte Carl Bären, Wölfe, Sauen und Elenn, und schon damals war die Winterkleidung der Jägerei grau und im Sommer grün.

Carln haben wir wahrscheinlich die Verpflanzung der Fasanen und Rebhühner aus Frankreich nach Deutschland zu verdanken, die jedoch damals nicht als Wildpret betrachtet, sondern als Hausthiere gepflegt wurden. In seinem Capitulare *) finden wir, daß er den Verwaltern seiner Landgüter oder Domainen zur Pflicht macht, für die Erziehung der Pfauen, Fasanen, Rebhühner und Turteltauben zu sorgen. Die Rebhühner sind sehr lange in Deutschland selten gewesen, und haben stets einen sehr hohen Werth gehabt, bis die zunehmende Kultur und die Verminderung alles Raubzeuges ihre Vermehrung begünstigte. Noch in der Chur- und Neumärkischen Forstordnung von 1720 ist der Preis des Rebhuhns zu 12 gGr. bestimmt und verordnet, daß es nur für die Königl. Küche geschossen werden soll — ein Beweis, wie selten es selbst damals noch war, da der jagdbare Hirsch nur mit 5 Rthlr. bezahlt wurde. Man sollte daraus wohl mit Recht schließen, daß das Rebhuhn kein ursprünglich einheimischer Vogel sey, zumal da seiner in der frühern Zeit nur als Hausthier Erwähnung geschiehet.

In Frankreich waren sie dagegen, so wie die Fasanen, schon viel länger einheimisch, und man kann nicht

*) Capit. de Villis C. LXII. bei Heinecc.

bestimmen, ob beide daselbst eingeführt sind, oder zu den Urbewohnern gehören, welches offenbar bei dem rothen Rebhuhne dort der Fall ist. Nach Gregor von Tours *) mußten schon die Gesandten unter den Merovingischen Königen Fasanen zu ihrer Bekösstigung erhalten.

Carls Jagdliebe verdanken die Bäder zu Achen ihre Entdeckung und die Stadt ihre Erbauung. Als er eines Tages in dieser Gegend einen Hirsch ganz allein verfolgte (so meldet die Geschichte), trat sein Pferd in einen Quell, in dem es sich den Fuß verbrannte. Aufmerksam dadurch gemacht, untersuchte er es genauer, und erneuerte die nun aufgefundenen römischen Bäder. Seiner Verbindung mit den morgenländischen Kaisern und den Beherrschern von Persien ist eine Art des Jagdluxus zuzuschreiben, welchen man lange Zeit an Höfen hatte, und der wohl nur seiner Sonderbarkeit wegen gefallen konnte. Das war der Gebrauch der Löwen, Panther und Bären bei der Jagd, welche eben so kostbar waren, als sie doch eigentlich wenig Vergnügen dabei machen konnten. Als Carl zu der Belagerung des Schlosses Roussillon zog, wird ausdrücklich erwähnt, daß ihm seine Löwen, Bären und Hunde, die er zur Jagd brauchte, folgten. — Wir werden bei der Jagd des Mittelalters noch einmal darauf zurückkommen.

Bei dem Unterrichte seiner Prinzen befahl er vorzüglich darauf zu sehen, daß sie die gehörigen Jagdfertigkeiten erhielten und Hunde und Vögel gut abzurich-

*) L. V. c. 18. coll. 222. Litt. B.

ten lernten. Ein Beweis, welchen Werth man damals auf dieſe Eigenſchaften legte, welche bei einem Regenten nebſt der Kriegeskunſt die Hauptſache ausmachten, da die Kunſt des Regierens nur eine Nebenſache war.

Aus Deutſchland hatten die Sachſen dieſe ungeheure Jagdliebe mit nach England gebracht, wovon wir vorzüglich in der Geſchichte der Heptarchie unzählige Spuren finden. Den Nichtern mußte man verbieten eher auf die Jagd zu gehen, als bis ſie ihren Gerichtstag gehalten, den Mönchen es eher zu thun, als ſie Meſſe geleſen hätten. Das merkwürdigſte Beiſpiel von der Achtung, in welcher die Jagd ſtand, erzählt aber Prof. Klüber in ſeinen Anmerkungen zu St. Palayes Ritterweſen. Hier iſt es mit ſeinen eigenen Worten:

An dem Hofe der alten Könige von Wallis war die Jagd ein vorzüglicher Gegenſtand der Pracht des Hofſtaates. Der Penhebogydd oder Oberjägermeiſter war der vierte große Hofbeamte. An der königl. Tafel durfte er nur dreimal trinken, damit er ſich nicht betrinken und ſeine Vögel vernachläſſigen möchte. Alle königl. Falken und Jagdbediente waren unter ſeiner Aufſicht. War er auf der Jagd beſonders glücklich geweſen, ſo war der König durch Geſetz und Gewohnheit verpflichtet, ihm ganz außerordentliche Ehre zu erweiſen. Bei ſeinem Eintritte in den Saal mußte der König aufſtehen, ihn zu empfangen, und bei gewiſſen Gelegenheiten mußte er ihm ſogar den Steigbügel halten, wenn er vom Pferde ſtieg. Der Penenynd oder Jägermeiſter war der zehnte große Hofbeamte, und über des Königs Jäger, Hunde und Jagdgeräthe geſetzt. Von Weihnachten bis zum

ästen Fehr. war er verbunden bei Hofe zu erscheinen, aber zu andern Zeiten war er seiner Aufwartung entlassen, weil er beständig auf der Jagd war. Eines seiner Privilegien war, daß, wenn er vor Gericht erschien, er nicht verbunden war den gewöhnlichen Eid abzulegen; er schwur nur bei seinem Horne und seinen Hunden u. s. w. So weit Prof. Klüber.

Man siehet daraus, daß auch die Engländer vorzugsweise einen höhern Werth auf die Jagd mit dem Baizvogel legten, als auf die mit Hunden. Sie waren jedoch auch ganz vorzügliche Bogenschützen, und nicht allein als Krieger, sondern auch als Jäger deshalb berühmt. Die glänzendste Periode hatte die Jagd in England von Wilhelm dem Eroberer an, bis zur Erfindung des Schießpulvers, wie wir weiter unten sehen werden.

(Fortsetzung folgt.)

---

5) Über den Flug der Vögel.

(Entnommen und zusammengestellt vorzüglich aus einer Abhandlung des Herrn Prechtl im 50sten Bande der Gilbertschen Annalen der Physik, Seite 296.)

Wird irgend einem Vogel, von welcher Gattung er sey, durch den Schuß auch nur ein Bein zerschmettert, so erscheint im Augenblick sein ganzer Flug verändert, und die größte Anstrengung wird dabei sichtbar. Selbst der scheueste Vogel läßt nach solcher Verletzung weit näher als vor dem Schuß sich angehen, und in der Regel er-

ascher Hund das Huhn oder die Schnepfe
affsteigen. Gleichwohl ist nur ein Fuß ver-
er nach äußerem Schein mit dem Fliegen gar
un hat, als etwa durch Schnellkraft den er-
ung zu erleichtern. Dagegen ist, sobald die
ng wieder geschlossen, und wäre in der Hei-
as ganze Bein eingebüßt worden, gar keine
des Fliegens mehr bemerkbar.

Erfahrung hat vorzüglich auf die Idee ge-
Knochen- und Federbau des Geflügels
gskraft in Verbindung zu bringen. Man
sowohl die Höhlungen der Knochen als der
ven mit Luft gefüllt, die durch die Wärme
sich ausdehnen, folglich um ein merkliches
die äußere Luft werden müsse, und so gleich-
Vogel ein innerer Luftball werde, seine kör-
zu vermindern. Werde nun ein Fuß zer-
so ströme diese verdünnte Luft aus der Kno-
heraus, und die äußere Luft dringe ein.
sich der Vogel völlig in dem Zustande eines
r einen Riß bekommen. Daher die Anstren-
so verletzten Vogels im Fluge, und seine
em Weiterfliegen, wenn er einen Ruhepunkt

ndere Zwecke der Natur glaubt Herr Prechtl
lungen der Knochen und der Federkiele an-
müssen. Nach seinen Ansichten sind diese
Lungen zu Hülfe kommende Luftbehälter.
chnet er sehr gründlich und scharfsinnig ein-
Bau der Flügel und deren Schwungkraft

das Flugvermögen, ohne daß eine besondere Erleichterung des Körpers durch verdünnte Luft in jenen Höhlungen nothwendig werde, oder auch nur von Nutzen seyn könne.

Mit Übergehung dieser Berechnungen selbst, die am angezeigten Orte nachgelesen werden können, beschränke ich mich hier bloß darauf, eine möglichst vollständige Aufstellung der Ideen des Herrn Prechtl, rücksichtlich des Zweckes der Knochen- und Federhöhlungen zu geben.

Es ist Thatsache, daß Raub- und andere schnell fliegende Vögel in einer Stunde einen Raum von sechs Meilen und mehr durchstreichen. Sie würden ersticken müssen bei solcher Schnelle, wären sie genöthigt, gleich den Säugethieren, bloß durch die Kehle die Lungen mit Luft zu füllen. Aus den Höhlungen der Knochen und des Gefieders ersetzen sie den Luftverbrauch der Lunge, treiben dann die zum Athmen untauglich gewordene Luft aus eben diesen Höhlungen wieder aus, und füllen solche von neuem zu neuem Gebrauch. So sind diese Luftbehälter gleichsam dem Vogel in der Luft, was dem tauchenden Perlenfischer die Glocke unter dem Wasser ist. Fliegende Insekten, denen solche Luftbehälter fehlen, haben daher auch gar keine Lunge.

Das ist in Kürze die Theorie des Herrn Prechtl, die allerdings, angewendet auf das, was bei dem Fluge der Vögel sich beobachten läßt, sehr ansprechend erscheint.

Es ist natürlich, daß nach dieser Theorie das ganze Respirationsvermögen des Vogels zerrüttet werden muß, sobald durch Zerschmetterung eines Fußes eine Öffnung

in den Höhlungen entsteht, welche für die Lunge die Luft einathmen, aufbewahren, und seiner Zeit durch ihre Zellen wieder auslassen sollen. Es ist nämlich die Meinung des Herrn Prechtl, daß besonders das Zellgewebe des Gefieders völlig dazu geeignet sei, die Luft für die Lunge einzulassen und wieder auszuströmen.

Eben so natürlich muß nach dieser Theorie jeder Vogel stets gegen den Wind oder zur Seite des Windes zu fliegen suchen; nicht bloß, weil der entgegenströmende Luftzug, wie bei dem Steigen des papiernen Drachen, ihm das Schweben erleichtert (denn der Flügelschlag wirkt hier in eben der Art wie der Faden, mit welchem ein solcher Drache Wind an gezogen wird), sondern weil ein nachströmender Wind entweder seinen Luftbehälter überfüllen, oder das Wiederauslassen der verbrauchten Luft erschweren würde; wogegen man bisher nur anzunehmen pflegte, daß darum vorzüglich das Geflügel Wind an ziehe, weil das Aufsträuben des Gefieders durch den nachblasenden Wind ihm empfindlich werde.

Sind jene Luftbehälter den Vögeln nun wirklich als Werkzeuge zur Versorgung des Körpers mit Luft gegeben; so ist auch leicht erklärbar, wie die Nachtigall und andere Singvögel so lange ohne Athem zu nehmen im Gesange anhalten können, daß oft dem Menschen vom bloßen Zuhören die Luft vergehen möchte.

Freilich fällt hierbei die bisherige Meinung völlig zusammen, daß den Raubvögeln das oft sehr lange anhaltende Kreisschweben in der Luft, ohne daß ein Flügelschlag bemerkbar wird, eben nur durch die verdünnte

Luft in den mehr gedachten Höhlungen der Knochen und Federn möglich werde. Dagegen berechnet Herr Prechtl, ein jeder Vogel sei im allgemeinen bei tausend Mal schwerer, als ein gleicher Umfang von Luft, und so könne durch die Verdünnung der Luft in jenen Behältern, gegen ein solches Übergewicht, wenig oder gar nichts bewirkt werden. Er nimmt an, es finde bei diesem Schweben dennoch eine unmerkliche Flügelbewegung statt, auch werde sich ein solcher Vogel in seinem Kreisen immer um etwas herabsenken, wenn dies auch, von unten beobachtet, nicht sichtbar werde. Er befinde sich hier gleichsam in dem Zustande des sich senkenden Fallschirms.

Allerdings, wenn der Sperber, oder der große Neuntödter (Drill-Elster, Lanius excubitor) im Fluge einen Punkt am Boden genau erforschen, und so in der Luft auf einem Punkt im Fluge sich halten will, so sucht er dies durch eine höchst schnell flatternde Flügelbewegung zu bewirken. Es muß ihm daher wohl nicht möglich seyn, mit ruhig ausgespannten Fittigen, ohne zu sinken, auf einem und demselben Punkt sich festzuhalten.

Sollte man nicht über die hier aufgestellte Ansicht durch künstliche Versuche zur Gewißheit gelangen können? — Dem Geflügel zu diesem Zweck die Beine zu brechen, möchte freilich nicht anzurathen seyn, aber in den Kielen der größern Flügelfedern Öffnungen zu machen, das dürfte wohl ausführbar werden.

Zur Herbstzeit fliegen die zahmen Gänse auf dem Felde sehr gern bedeutende Strecken, freiwillig oder wenn sie aufgestört werden. Man könnte einigen davon wohl mit Leichtigkeit Einschnitte in die Federkiele machen,

und dann sehen, wie sie sich gegen die übrigen im Fluge gebährden würden.

Besser noch würden sich die Berlinischen Tümmeltauben dazu eignen, die wohl stundenlang in der Luft kreisen. Bei diesen müßte der Versuch ganz besonders entscheidend sich zeigen. Hielten sie im Fluge dennoch aus mit den übrigen Tauben, so würde allerdings die Erfahrung der Theorie widersprechen.

Bornemann.

---

6) Über die Vergiftung der Wölfe durch Krähenaugen.

Bei der starken Vermehrung der so schädlichen Wölfe, verdient jedes anwendbare Mittel zu ihrer Vertilgung bekannt gemacht zu werden. — Sehr einfach und sicher führt die Vergiftung derselben vermittelst der Krähenaugen (nuces vomicae) — nach deren Genuß bekanntlich alle blind gebornen Thiere sterben — zum Zweck. Andern Thieren schadet dieser Saamen nicht. Es sterben also davon nur Wölfe, Hunde, Füchse, Katzen, Raben ꝛc. Dagegen spüren die Schweine, welche mit Krähenaugen vergiftetes Fleisch gefressen haben, keine nachtheilige Wirkung davon.

Will man sich nun dieses Mittels zur Vertilgung der Wölfe bedienen, so muß man sich frische Krähenaugen aus einer Apotheke, oder von einem Materialisten,

zu verschaffen suchen, weil das Krähenaugen-Pulver, welches man in den Apotheken kauft, meistens schon seine Kraft verloren hat, besonders wenn es zu stark geröstet ist, und eine braune oder schwarze Farbe angenommen hat. Man kaufe sich daher lieber Krähenaugen-Körner, röste sie in einem neuen Topfe, unter beständigem Umrühren, daß sie kaum ihre natürliche Farbe verlieren, und stoße sie dann in einem Mörser zu Pulver, das, wenn die Körner nicht zu stark geröstet worden sind, eine gelbgrünliche Farbe haben wird, und in einer verschlossenen gläsernen Flasche verwahrt werden muß.

Soll nun dieses giftige Pulver gebraucht werden, so läßt man einem Schaafe, Schweine, Kalbe, Hunde, oder selbst einem schon getödteten Wolfe die Haut abstreifen, den Hals und den Leib aufschlitzen, allenthalben am Körper tiefe Einschnitte machen, und alles dieses mit dem Krähenaugen-Pulver stark einreiben. Ist dies geschehen — wozu etwa 8 bis 12 Loth Krähenaugen-Pulver erforderlich sind — so wird die Haut wieder um das nun vergiftete Thier gelegt, und vermittelst eines Bindfadens und einer Packnadel wieder zusammen geheftet.

Da es unvermeidlich ist, daß der vergiftete Körper die Witterung von den Händen desjenigen, welcher die Operation macht, annimmt; so ist es nöthig, das vergiftete Thier 24 Stunden lang in trocknen Pferdemist zu verscharren, und es nachher, vermittelst einer Mistgabel, auf einem Schlitten oder Tragbahre ꝛc. an den Ort seiner Bestimmung zu bringen, ohne es mit den Händen zu berühren.

Ist es Herbst oder Winter, so kann das vergiftete Cadaver, ohne weiteres, nur an den Platz gelegt werden, wo Wölfe in der Nacht oft hinkommen; in den Sommer-Monaten aber legt man es in eine 18 bis 20 Zoll tiefe Grube, und bedeckt es seichte mit Erde und Laub, damit die Insekten nicht so leicht hinzu kommen können.

Bei vorschriftsmäßigem Verfahren kann man des glücklichen Erfolgs gewiß seyn. — Die auf solche Art vergifteten Wölfe sterben gewöhnlich bald nach dem Genuß, und man hat schon mehrere kaum hundert Schritte vom Cadaver entfernt todt gefunden.

Da die Hunde, wie oben schon bemerkt worden ist, vom Genuß der Krähenaugen ebenfalls sterben, so muß man dieselben so lange anbinden, bis das Cadaver verzehrt oder so tief verscharrt ist, daß keine Hunde dazu kommen können.

Spürt man im Schnee, daß Wölfe oder Füchse vom vergifteten Thiere gefressen haben, so darf man die Spur nur verfolgen, und man wird diese Thiere näher oder entfernter, krank oder todt finden.

D. H.

II.

Neue Verordnungen.

Kurfürstlich-Hessische Verordnung, die Errichtung einer Forst-Lehranstalt in Fulda betreffend.

Von Gottes Gnaden Wir Wilhelm der I. Kurfürst ꝛc. In der Überzeugung, daß das Wohl Unserer Lande und der Flor des Nahrungsstandes Unserer getreuen Unterthanen von dem guten Zustande der Forsten und von deren zweckmäßigen Verwaltung durch ununterbrochene Erziehung und Verabreichung des nöthigen Holzbedarfs wesentlich mit abhängt, haben verordnet, wie folgt:

1. Zu Fulda wird für Unsere sämmtlichen Lande ein Forst-Institut errichtet, das heißt eine Lehranstalt, worin vollständiger Unterricht in sämmtlichen Theilen der eigentlichen Forstwissenschaft, in Verbindung mit den nöthigen Hülfs- und Vorbereitungs-Wissenschaften, auch der Jagd- und Fischereikunde, durch die dazu eigends erwählten und besoldeten Lehrer, ertheilt wird.

2. Zugleich bildet dieses Institut eine praktische Anstalt, da in den zunächst gelegenen Waldungen und bei

deren Verwaltung durch Unsere Forstbedienten, nach Auswahl und Vorschrift des Direktors, thätige Anleitung zur Geschäftsführung selbst, so wie zur Ausübung und Anwendung dessen, was wissenschaftlich gelehrt worden, gegeben werden soll.

3. Zum Special-Direktor dieses Instituts ernennen Wir allergnädigst Unsern dasigen Landforstmeister Hartig, welchem, unter Anleitung und Oberaufsicht Unseres Geheimen-Staatsministers und Oberjägermeisters von Witzleben, die ganze Führung der Anstalt mit dem Vortrage der Hauptheile der eigentlichen Forst- und Jagdwissenschaft selbst, und zugleich die zweckmäßige Anordnung des ganzen Unterrichts nach einem von ihm zu entwerfenden, von Uns aber zu genehmigenden, Lehrkursus und die Abfassung der nöthigen Statuten übertragen ist.

4. Acht, durch Fleiß, Vorkenntnisse und gute Aufführung ausgezeichnete, Jäger Unseres Jägerkorps sind, nach bestandener Prüfung in den nöthigen Schul- und Vorkenntnissen, auch in der Fähigkeit, den Unterricht gehörig zu fassen, zu Lehrlingen dieser Anstalt dergestalt bestimmt, daß sie vom Korps entlassen, und in allen Stücken der Aufsicht und Anordnung Unseres Special-Direktors streng untergeben, von dem Eintritte in das Institut an gehalten seyn sollen, seine Vorschriften und Anweisungen, bei Vermeidung der Ausstoßung und sonstiger Bestrafung zu befolgen, so wie den übrigen sämmtlichen Lehrern gebührende Achtung und Folgsamkeit zu beweisen.

5. Ein jeder derselben erhält, ausser freier Wohnung,

nung, Holz und Licht, zu seinem Unterhalte monatlich fünf Rthlr.

6. Bei entstehenden Erledigungen reitender oder gehender Försterstellen in Unsern gesammten Landen, ingleichen bei eintretender Unbrauchbarkeit, Altersschwäche oder anhaltender Krankheit einzelner Forstbedienten, soll sowohl die Besetzung wirklicher Stellen, als die einstweilige Verwaltung, wo sie nöthig ist, allein aus dieser Anstalt geschehen, und Unsere betreffenden Forst- und Oberforstämter sind gehalten, ohne alle Abweichung, die brauchbarsten und tüchtigsten, und unter diesen jedesmal die ältesten der Anstalt, auf besondere Empfehlung des Specialdirektors, zu reitenden oder gehenden Förstern, auch in besondern Fällen zu Oberförstern, jedoch zu letztern nur als Ausnahme, wenn keine hinlänglich brauchbaren, bereits gedienten Förster dazu vorhanden sind, bei Uns allerunterthänigst in Vorschlag zu bringen.

Bei dem Abgange des einen oder andern Lehrlings aus dem Institute, wird jederzeit die Anzahl bis zu acht aus dem Jägerkorps ergänzt.

7. Der Direktor des Forstinstituts ist gehalten, alle drei Monate einen umständlichen Hauptbericht über den Zustand und Fortgang der Anstalt und über die Fortschritte der Lehrlinge, besonders derer, die sich durch Fleiß und Kenntnisse auszeichnen, an Unsern Geheimen-Staatsminister und Oberjägermeister zu erstatten, wodurch dieser in Stand gesetzt werde, Uns, zur allerhöchsten Entscheidung, alles dasjenige vorzutragen, was zur Auf-

rechthaltung, Verbesserung und immer mehreren Vervollkommung dieser Lehranstalt gereichen kann.

Besonders wird der Direktor dahin sehen, daß durch einen völlig zweckmäßigen, nichts Unnöthiges und Überflüssiges umfassenden, Unterricht in den verschiedenen Theilen der Forstwissenschaft, verbunden mit der nöthigen praktischen Anleitung zur Forstverwaltung im Walde selbst, und mit einer landesverfassungsmäßigen nothwendigen Geschäftskunde, die vollständigste Anleitung zu einem gründlichen, anwendbaren und nicht bloß spekulativen Wissen gegeben, und die Lehrlinge zu wahrhaft brauchbaren Forstdienern des Staats erzogen werden.

8. Ein Jeder, welches Standes und Abkunft er auch sei, der künftig in Unsern Staaten auf eine Forstbedienung und einen wirklichen Dienst, es sei als Ober- oder Unter-Forstbedienter, Anspruch macht, ist, ohne Ausnahme, gehalten, dieses Institut wenigstens zwei Jahre lang zu besuchen, oder, wenn er die nöthigen Forstkenntnisse bereits erlangt zu haben vorgiebt, sich einer Prüfung bei den Lehrern des Instituts in allen Theilen der Wissenschaften, die daselbst gelehrt werden, zu unterwerfen, um dadurch die angeblich bereits erlangten Kenntnisse vollständig nachzuweisen.

Es muß daher einem Jeden, der sich dem Forstwesen widmen will, diese Anstalt um so erwünschter seyn, da dem Direktor nachgelassen ist, mit dieser öffentlichen Anstalt ein Privatinstitut zu verbinden, dergestalt, daß er mit jedem, außer den acht Jägern eintretenden, Lehrlinge

über Unterricht und Honorar für sich und die übrigen Lehrer, eine besondere Übereinkunft treffe.

9. Schließlich wollen Wir allen denjenigen, welche sich in diesem Institute besonders auszeichnen werden, nicht nur Unser allergnädigstes Wohlwollen, sondern auch das Versprechen zusichern, daß bei Besetzung der Stellen auf sie besonders Rücksicht genommen werden solle.

Urkundlich unter Unserer höchsteigenhändigen Unterschrift und beigedrucktem kurfürstlichen geheimen Siegel.

So geschehen zu Cassel, am 6. April 1816.

Wilhelm, Kurfürst. (L. S.)

Vt. Witzleben.

und dann sehen, wie sie sich gegen die übrigen im Fluge gebährden würden.

Besser noch würden sich die Berlinischen Tümmeltauben dazu eignen, die wohl stundenlang in der Luft kreisen. Bei diesen müßte der Versuch ganz besonders entscheidend sich zeigen. Hielten sie im Fluge dennoch aus mit den übrigen Tauben, so würde allerdings die Erfahrung der Theorie widersprechen.

Bornemann.

---

6) Über die Vergiftung der Wölfe durch Krähenaugen.

Bei der starken Vermehrung der so schädlichen Wölfe, verdient jedes anwendbare Mittel zu ihrer Vertilgung bekannt gemacht zu werden. — Sehr einfach und sicher führt die Vergiftung derselben vermittelst der Krähenaugen (nuces vomicae) — nach deren Genuß bekanntlich alle blind gebornen Thiere sterben — zum Zweck. Andern Thieren schadet dieser Saamen nicht. Es sterben also davon nur Wölfe, Hunde, Füchse, Katzen, Raben ꝛc. Dagegen spüren die Schweine, welche mit Krähenaugen vergiftetes Fleisch gefressen haben, keine nachtheilige Wirkung davon.

Will man sich nun dieses Mittels zur Vertilgung der Wölfe bedienen, so muß man sich frische Krähenaugen aus einer Apotheke, oder von einem Materialisten,

zu verschaffen suchen, weil das Krähenaugen-Pulver, welches man in den Apotheken kauft, meistens schon seine Kraft verloren hat, besonders wenn es zu stark geröstet ist, und eine braune oder schwarze Farbe angenommen hat. Man kaufe sich daher lieber Krähenaugen-Körner, röste sie in einem neuen Topfe, unter beständigem Umrühren, daß sie kaum ihre natürliche Farbe verlieren, und stoße sie dann in einem Mörser zu Pulver, das, wenn die Körner nicht zu stark geröstet worden sind, eine gelbgrünliche Farbe haben wird, und in einer verschlossenen gläsernen Flasche verwahrt werden muß.

Soll nun dieses giftige Pulver gebraucht werden, so läßt man einem Schaafe, Schweine, Kalbe, Hunde, oder selbst einem schon getödteten Wolfe die Haut abstreifen, den Hals und den Leib aufschlitzen, allenthalben am Körper tiefe Einschnitte machen, und alles dieses mit dem Krähenaugen-Pulver stark einreiben. Ist dies geschehen — wozu etwa 8 bis 12 Loth Krähenaugen-Pulver erforderlich sind — so wird die Haut wieder um das nun vergiftete Thier gelegt, und vermittelst eines Bindfadens und einer Packnadel wieder zusammen geheftet.

Da es unvermeidlich ist, daß der vergiftete Körper die Witterung von den Händen desjenigen, welcher die Operation macht, annimmt; so ist es nöthig, das vergiftete Thier 24 Stunden lang in trocknen Pferdemist zu verscharren, und es nachher, vermittelst einer Mistgabel, auf einem Schlitten oder Tragbahre ꝛc. an den Ort seiner Bestimmung zu bringen, ohne es mit den Händen zu berühren.

tigt; worauf dann der Berechtigte ohne weitere Störung seinen Platz wieder einnimmt.

Wilh. Fromm,
Königl. Preuß. Forstinspektor zu Bensberg.

2) Platonische Liebe beim Federwilde.

Vor einigen Jahren erzog der hiesige Fasanenmeister eine beträchtliche Anzahl Rebhühner zugleich mit den Fasanen. Viele davon setzten sich gegen den Herbst in Freiheit, und besuchten den Fasanengarten nicht wieder. Einige Paare aber blieben zurück und waren ungewöhnlich zahm. — Im folgenden Frühjahre zeigte mir der Fasanenmeister an, daß eine Rebhenne einem alten Putten (Welschen Hahn) förmlich die Cour mache ꝛc. Um mich selbst davon zu überzeugen, fuhr ich noch am nämlichen Tage in den Fasanengarten. — Auf den gewöhnlichen Ruf kamen Fasanen, Perlhühner, Pfauen und Putten zur Fütterung, und zuletzt fand sich auch die verliebte Rebhenne mit ihrem Gatten ein. Kaum erblickte die Treulose den Gegenstand ihrer Liebe, einen alten grämlichen Putthahn, so eilte sie zu ihm hin, und schnäbelte denselben, so oft er sich zum Aufnehmen der Waizenkörner bückte. Sie war so unbeschreiblich verliebt in den alten Murrkopf, daß sie den leckern Waizen verschmähte und nur die Augenblicke wahrnahm, wo sie ihren Geliebten schnäbeln konnte. — Während dieser Unfug getrieben ward, kam der Ehegatte durchaus nicht zum Fut-

terplatze. Er hielt sich etwa zehn Schritte davon entfernt, und lockte unaufhörlich die buhlerische Gattin. Diese achtete aber auf die zärtlichen Klagetöne und Warnungen nicht, und kehrte erst dann zu ihrem Gatten zurück, nachdem die ganze Gesellschaft sich getrennt hatte. —

N. S. Als ich Vorstehendes einer Dame, die den Fasanengarten zuweilen besucht, vorlas, nahm dieselbe das weibliche Geschlecht in Schutz, und behauptete mehrmals gesehen zu haben, daß der alte Putthahn die Rebhenne, wenn sie von den unverträglichen Perlhühnern verfolgt wurde, vertheidigt habe. Sie folgert also daraus, daß nicht buhlerische Liebe, sondern freundschaftliche Zuneigung und Dankbarkeit die Ursache der vorhin erwähnten Schmeicheleien gewesen sey. —

Wer wagt es hier zu entscheiden? und wer vermag die Triebfeder zu solchen Handlungen zu ergründen! —

Der Herausg.

IV.

Unglücksfälle.

Unglücksfälle durch einen rasenden Wolf.

In dem Regierungsbezirke Coblenz, Amts Ahrweiler, wurden im vorigen Jahre mehrere Menschen von einem rasenden Wolfe angefallen und schrecklich verwundet. Dieser Wolf erschien zuerst auf der Landstraße zwischen Wadenheim und Heimersheim, wo derselbe einen Mann zu Pferde anfiel, und dem Pferde einige Stücken aus den Schenkeln riß. Außer diesem Pferde biß er beim Dorfe Fritzdorf eine Kuh, und alles was ihm begegnete wurde angefallen und verwundet. So hatten zwei Frauen das Unglück in der Gegend von Eckendorf von ihm gebissen zu werden, und ein Mann, der auf dem Felde Korn mähete, wurde wüthend von ihm angegriffen; zwar vertheidigte sich dieser tapfer, aber dennoch erhielt er einen Biß in den Arm, der aber keine Wunde verursachte.

Als dieser Mann gegen Abend nach Hause ging, hörte er ein jämmerliches Geschrei. Er eilte darauf zu, und fand eine Frau, die von diesem Wolfe herumge-

schleppt und fürchterlich zugerichtet ward. Kaum näherte sich der Mann, so wurde er abermals von dem Wolfe angegriffen, dem er mit der Sense einen Hieb in den Rücken, und einen leichten Hieb in den Kopf versetzte. Hierdurch noch mehr gereizt, sprang der Wolf dem Manne ins Gesicht, warf ihn zu Boden, riß ihm den Mund und die halbe Nase weg, und zerfleischte ihn schrecklich. Nach der Aussage des Distriktsarztes hatte dieser Mann 33, und die Frau 93 Wunden erhalten, wodurch letztere zum Entsetzen entstellt war.

Nun lief der Wolf längs der Ahr nach Walporzheim, sprang unterwegs einer Frau nach dem mit einem Tuche bedeckten Gesichte, faßte dieses Tuch und die Mütze, brachte ihr einige Risse in das Gesicht bei, und lief dann weiter. Einer von den gegen ihn ausgezogenen Schützen verwundete ihn zwar auf diesem Wege, dies machte ihn aber noch wüthender. Er riß nun einem Kinde das Kinn weg, verwundete einen Mann und noch ein Kind, und warf ein Mädchen zu Boden, das ihn, um Hülfe schreiend, so lange umfaßt hielt, und sich mit ihm herumwälzte, bis beide ein hohes Ufer hinabstürzten. Nun lief der Wolf weiter und fiel einen Mann an, der mit einer Pike bewaffnet war; dieser stieß ihm die Pike in den Rachen, und balgte sich eine Zeitlang mit ihm herum. Er mußte ihn aber endlich laufen lassen, weil keine Hülfe in der Nähe war.

Als endlich viele bewaffnete Leute ankamen, nahm der Wolf die Flucht durch die Ahr, nach dem jenseitigen Gebirge. Dort griff er einen jungen Mann, der

auf einer Anhöhe Korn mähete, wüthend an, dieser aber ging ihm unerschrocken entgegen, drückte ihn mit seiner Heugabel zu Boden, und hielt ihn so lange fest, bis die herbeigeeilte Menge den Wolf todtschlagen konnte.

Nach der angestellten Untersuchung ergab sich, daß das schreckliche Thier eine Wölfin und wirklich rasend war; denn obgleich alle bekannten Mittel versucht wurden, so starben doch alle gebissene Unglückliche an der fürchterlichen Wasserscheu. 1815. *)

K.

*) Nach dem eingekommenen officiellen Berichte sind im verwichenen Jahre jenseit des Rheines, in den Königl. Preuß. Forsten, über zweihundert Wölfe geschossen und gefangen worden. — Man sieht hieraus, daß sich das dort angestellte Forstpersonale Mühe gegeben hat, die Wölfe, so viel wie möglich, zu vermindern. D. H.

V.

Augen.

1) Bemerkungen auf einer Reise.

Vor einiger Zeit kam ich auf einer Reise durch verschiedene Forstreviere. Kurz vorher hatte ich die neue Instruction, wornach die Holzkultur in den Königl. Preußischen Forsten getrieben werden soll, in dem Forst- und Jagd-Archive von und für Preußen gelesen, und weil mir die darin enthaltenen Vorschriften noch in frischem Gedächtnisse waren, so gab ich auf die Operationen Achtung, die seit dem vorigen Jahre an der Landstraße gemacht worden waren. Eine ganze Strecke weit führte der Weg durch unvollkommene junge Bestände von Kiefern. Mit einmal aber befand ich mich in einem Büchenorte. Er war aus alten überhaubaren Bäumen und aus völlig unterdrückten Stangen zusammengesetzt, und der alten Bäume waren ungefähr noch so viele da, als zur Stellung eines Besaamungsschlages erforderlich seyn dürften. — Ich dachte nun, daß das unterdrückte Stangenholz, nach Vorschrift jener Instruction, wohl zuerst wegkommen, und daß aus den alten Bäumen ein Besaamungs- oder Dunkelschlag gestellt werden würde ꝛc.

Wie groß war aber mein Erstaunen, als ich etwas weiterhin gerade die entgegengesetzte Behandlung fand. Man hatte hier alle alten Büchen niedergehauen und das unterdrückte Zeug, das weder Saamen tragen, noch hinlänglichen Schatten geben kann, stehen gelassen. Das meiste davon war durch die großen Bäume zerschmettert worden, und ich getraue zu wetten, daß in diesem Schlage niemals eine junge Buche aufkommen, vielmehr in wenigen Jahren hier eine künstliche Kiefernsaat vorgenommen werden wird. Etwas weiter fort grenzte eine Blöße an, die, wie man an den Stöcken sehen konnte, ebenfalls mit Büchen bestanden gewesen war. Man hatte sie streifenweise gehackt, und vor wenigen Tagen mit Kiefernsaamen besäet. Es fiel mir hier auf, daß die gehackten Streifen nicht, wie jene Instruction vorschreibt, in der Entfernung von 3 Fuß, sondern von 2½ Fuß gezogen waren. Auch konnte ich den Saamen noch allenthalben oben auf liegen sehen, und es schien mir daher, daß die Vorschrift jener Instruction, welche das Unterharken des Saamens so dringend empfiehlt, nicht beachtet worden sey; ob man sie gleich nicht allein in den königlichen, sondern auch in allen übrigen Forsten befolgen sollte.

Mich ging die Sache eigentlich gar nichts an, ich ärgerte mich aber doch darüber, daß man die wohlthätigen Vorschriften so wenig beachtet. — Ein großes sandiges Feld, welches ich nun passiren mußte, störte mich nicht in meinen Betrachtungen, und ein Landmann, der mir begegnete, nannte mir die Namen der Forstofficianten, die in dem eben verlassenen Walde ihr Wesen trieben.

Ich betrat bald nachher ein anderes Forstrevier, und war begierig zu sehen, ob man wohl in diesem Forste nach jener, im Preußischen allgemein bekannten, Instruction gehandelt habe. Wie sehr wurde ich aber überrascht, als ich hier die so sehr verpönte uralte Plänterwirthschaft fand. Eine große Fläche war zum Erstaunen mißhandelt, und es ist mir unbegreiflich, wie so etwas und in solcher Ausdehnung hat geschehen können. Sollte der Forstbediente wirklich so unbeschreiblich unwissend seyn, wie es den Anschein hat, so mußte er vorher über den Holzhieb genau instruirt, und während der Arbeit revidirt werden. Dies scheint aber nicht geschehen zu seyn, und nun ist eine große Waldstrecke so verhauen, daß ohne künstliche kostbare Kultur kein erträglicher junger Wald entstehen kann. Die stehen gebliebenen unterdrückten Stangen und Lattstämme werden niemals freudig wachsen, und können, wegen ihrer geringen Anzahl, eben so wenig in den erforderlichen Schluß kommen, als es den, auf den entstandenen vielen leeren Plätzen allenfalls noch aufkeimenden Kiefernpflanzen möglich seyn wird, zwischen den Stangen und Lattstämmen in die Höhe zu kommen.

Verdrüßlich wanderte ich nun weiter, und ob ich gleich schon mehr als zu viel beobachtet hatte, so konnte ich mich doch nicht überwinden, eine an der Landstraße gemachte ganz neue Kultur zu untersuchen, weil mir die sehr großen verwundeten Plätze auffielen. Man hatte hier nämlich die platzweise Verwundung des Bodens gewählt, um Birkensaamen zu säen. Jeder Platz hatte sechs und mehrere Fuß ins Gevierte, und die Zwischen-

räume waren eben so groß. Genau wußte ich mich nicht zu erinnern, was für diesen Fall jene Instruction vorschreibt. Ich fand aber die großen Plätze und eben so großen Zwischenräume nicht zweckmäßig, und sah nachher aus der für die königlichen Forsten gegebenen Instruction, daß die Plätze 18 Zoll ins Gevierte groß und 3 Fuß von einander entfernt seyn sollen.

An diese Kultur grenzt ein neuer Schlag in haubarem Kiefernbestande. — Auch hier war ganz jener Instruction zuwider gehauen worden. Man hatte weder das unterdrückte Gehölze vorher weggeräumt, noch die erforderliche und vorgeschriebene Anzahl von Saamenbäumen stehen gelassen.

Es ist doch traurig, daß die Waldbesitzer und die Forstoffizianten auf die heilsamen Winke und Vorschriften, die man ihnen von Seiten des Gouvernements gibt, so wenig achten. — Sie verursachen dadurch sich selbst und dem Staate großen Schaden, und erregen bei jedem Sachkenner, welcher die verkehrte Wirthschaft in Waldungen sieht, den größten Ekel. — Daß ähnliche Sünden in den königlichen Domainen-Waldungen begangen werden, das will ich vorerst nicht glauben. Ich werde aber bei meinen oft vorkommenden Reisen darauf Achtung geben, und der Expedition des Archives meine Bemerkungen jedesmal mittheilen. *)

D.

*) Bemerkungen der Art werden mit Dank aufgenommen werden, weil sie belehrend und warnend zugleich sind, und auf mancherlei Art nützen können. D. H.

2) Beschuldigung das reitende Jägerkorps betreffend.

Ich habe die von dem Königl. Preuß. Hauptmann und Fürstl. Churländischen Oberförster Herrn Pfeil herausgegebene Schrift:

Über die Ursachen des schlechten Zustandes der Forsten, und die allein möglichen Mittel ihn zu verbessern, mit besonderer Rücksicht auf die preußischen Staaten. 8. Züllichau und Freistadt, 1816.

gelesen. Weit entfernt über den Werth dieser, mit vieler Umsicht abgefaßten, Schrift mein Urtheil fällen zu wollen, kann ich doch nicht umhin, den Herrn Verfasser auf ein darin vorkommendes sehr liebloses Urtheil aufmerksam zu machen.

Seite 157, wo der Herr Verfasser Vorschläge zur Bildung künftiger Forstmänner macht, heißt es:

„Es sei nur Ein Jägerkorps, das jetzige Fuß-Jägerkorps. Es ist Zeit, daß der Geist der privilegirten Kasten überall aufhöre, vorzüglich aber im Forstwesen, wo er Unheil genug gestiftet hat. So wenig die Ahnen als der Rang der Väter, gebe den Kindern Ansprüche, die allein die Superiorität des Geistes gewähren kann. Es ist wohl nichts unbilliges verlangt, wenn das in jeder Hinsicht ehrenwerthere Fuß-Jägerkorps die Rechte reklamirt, die ihm durch das reitende Jägerkorps entrissen wurden, die dies so wenig zu verdienen strebten.“

Zur Ehre des Herrn Verfassers will ich glauben, daß derselbe dieses achtungswürdige Korps gar nicht kennt, sonst würde er nicht so schonungslos dessen Ehre angegriffen haben.

Friedrich der Große, der Schöpfer so vieles Herrlichen und Nützlichen, war auch Stifter des reitenden Jägerkorps im Jahre 1740. Schon in den ersten schlesischen Kriegen wußte derselbe die Brauchbarkeit und Treue desselben zu schätzen, und dadurch öffentlich zu ehren, daß er es schon im vierten Jahre nach der Errichtung von 60 auf 172 Mann vermehrte, und den jedesmaligen ersten General-Adjudanten zum Chef desselben bestimmte. Was dieses Korps in dem 7jährigen Kriege geleistet hat, ist bekannt, und was dasselbe in den neuern, vorzüglich aber in dem letzten Kriege leistete, ist auch im frischen Andenken, und sein guter Ruf hat sich abermals bewährt. Den Stolz aber, daß seit seiner Errichtung bis auf gegenwärtige Zeit von den 1800 Individuen, welche während diesem Zeitraum in diesem Korps dienten und noch dienen, niemals ein Feldjäger, dessen Redlichkeit oft das Schicksal ganzer Armeekorps, so wie das Wohl des Staats anvertraut ward, daß niemals ein solcher seinem Könige und Vaterlande untreu ward, diesen Stolz kann keine Schmähsucht ihm rauben.

Bekannt ist es, daß der reitende Feldjäger, bis vor wenig Jahren, dem Staate jährlich für 100 Rthlr. diente, dafür sich mondirte und sein Pferd erhielt, und dieses nicht etwa für eine Zeit, wie die letzten drei Jahre (wo sich Gelegenheit fand, vom freiwilligen Jäger bis zum Hauptmann zu avanciren), sondern während eines Zeitraums

raums von 18 bis 20 ja öfters 24 Jahren. Nicht allein, daß daher der Feldjäger genöthigt war eigenes Vermögen zuzusetzen, so opferte er auch bei den ihn öfters so sehr beneideten Courierreisen seine Gesundheit auf, und es war vom Staate gewiß eine so gerechte als billige Anerkennung, dem reitenden Feldjäger, für alle gemachten Aufopferungen, vorzugsweise die bessern Forstbedienungen im Lande zu ertheilen.

Wenn nun die reitenden Feldjäger als Forstofficianten nicht immer dasjenige geleistet haben, was sie nach der Meinung des Herrn Verfassers hätten leisten sollen (was wahrscheinlich in den Fürstl. Kurländischen Forsten von den administrirenden Forstofficianten durchaus geleistet wird, und woselbst auch wohl nur der Fall vorkommen mag, daß, wie der Herr Verfasser Seite 131 in seiner Schrift bemerkt, die Oberförster mit einem Postzuge, Bedienten und Jägern in den Forst fahren), liegt dann gerade immer die Schuld an dem Oberförster des Reviers? Liegt es nicht sehr oft an der allgemeinen Verfassung selbst? Wahrlich, ich bin fest überzeugt, wenn bei Bewirthschaftung der Forsten bedeutende Fehler statt finden, daß die Ursache davon mehr in der Verfassung zu suchen ist, als sie dem, als Oberförster angestellten, reitenden Feldjäger aufgebürdet werden kann, der — von Jugend auf an das praktische des Forstwesens, so wie, während seiner militärischen Dienstzeit, zur strengen Befolgung der Vorschriften seiner Obern gewöhnt — gewiß nie gegen die zu seiner Zeit festgestellten Grundsätze der Forstverwaltung handeln wird.

Anders ist es freilich, wenn ein Mann seine Jugend im Militair verlebt hat, und sich dann zur Belohnung seiner Dienste gerade das Forstfach wählt. Daß alsdann bisweilen verkehrte Handlungen statt finden können, kann der Unterzeichnete um so weniger in Abrede seyn, da demselben mehrere dergleichen Fälle vorgekommen sind, wo Männer dieses Standes, nachdem sie sich mit Hülfe eines guten Gedächtnisses binnen kurzer Zeit die ganze Theorie des Forstwesens einstudirt hatten, im Examen vortrefflich bestanden, als praktische Forstofficianten aber durchaus sich nicht zu finden wußten, und nur nach und nach auf Kosten des Staats sich die höchst nöthigen praktischen Kenntnisse erwarben. Fehlte aber auch der gute Wille bei ihnen, dann war das Übel freilich noch ärger. Die Schuld im allgemeinen aber mußte, wie gewöhnlich, das reitende Feld-Jägerkorps tragen. Wie lieblos ist es, ohne alle Gründe über einen ganzen Stand so hart zu urtheilen!

Acken an der Elbe im Mai 1816.

Olberg,
Königl. Preuß. Oberförster.

VI.

Neuigkeiten.

Einige Notizen über die Jagd im Würtembergischen.

Vor wenigen Tagen habe ich das 1ste Heft des Forst- und Jagd-Archivs von und für Preußen hier im Bade erhalten, und mit Vergnügen daraus ersehen, daß auch Ausländer Beiträge geben dürfen. Ich durchblätterte daher auf der Stelle mein Tagebuch, und theile der Expedition einige Notizen mit, die ich auf meiner Reise durch das Würtembergische gesammelt habe. — Dort wurde mir nämlich erzählt, daß Se. Majestät der König von Würtemberg auf die Jagdvergnügungen im Freien Verzicht geleistet und befohlen habe, alles Roth- und Schwarzwild niederzuschießen, und die Felder der Unterthanen gegen die Beschädigungen durch Wild zu sichern. Hierauf seyen bloß in dem Reichenbacher und Kirchheimer Forste über dreitausend wilde Schweine geschossen, und ausser diesen noch viele Hundert Wagen voll dergleichen Thiere eingefangen und in die neu an-

gelegten Saugärten gebracht worden. Auch versicherte man mich, daß mehrere Tausend Stück Rothwild schon todtgeschossen, und eben so viele für die neuen großen Thiergärten eingefangen worden seyen.

Auf meine Frage: welche Art von Jagd in den Thiergärten vorzüglich getrieben werde, konnte ich zwar keine ganz befriedigende Antwort erhalten, weil der Erzähler nicht Jäger war. Ich erfuhr aber doch so viel, daß die Sauen gewöhnlich auf dem Futterungsplatze im Park geschossen, daß aber auch seit einiger Zeit Sauen und Hirsche parforce gejagt würden. Diese Art von Jagd werde aber nicht auf die sonst gewöhnliche Art getrieben, sondern habe nur einige Ähnlichkeit mit der wirklichen Parforcejagd. So viel er gehört habe, würden Hirsche oder wilde Schweine in einen kleinen, etwa 10 Morgen großen, von Holz entblößten und fest umzäunten Raum (Lauf) gebracht, und durch eine Menge von Hunden, die man aus Frankreich habe kommen lassen, so lange herum gesprengt, bis sie völlig ermattet von den Hunden niedergerissen würden. Während dies geschehe, ertöne eine schöne Jagdmusik, und die Königl. Leib-Ulanen (das vormalige Leib-Jägerkorps) sprengten zwischen den Sauen und Hirschen umher, wodurch die Sache ein kriegerisches Ansehen bekomme und für die Zuschauer sehr unterhaltend werde.

Ausserdem erfuhr ich hier, daß in Stuttgart eine Forstlehranstalt schon errichtet sey, oder doch bald entstehen werde. — Die Zöglinge wird man aus dem Cadettenhause nehmen; zur Hälfte vom Adel, und zur an-

dern Hälfte vom bürgerlichen Stande. Die vom Adel sollen ausschließlich zu Oberforstmeistern, die Bürgerlichen aber zu Oberförstern und Reisigen-Förstern (Revierförstern) bestimmt seyn; wozu auch die Leib-Ulanen — welches lauter gelernte Jäger und Försterssöhne sind — werden befördert werden.

Da diese Notizen für das Forst- und Jagd-Publikum einiges Interesse haben dürften, so ersuche ich die Expedition, sie in ihr Archiv aufzunehmen.

X.

VII.

Anekdoten.

1) Seltene Dreistigkeit eines Fuchses.

Am 26sten Februar 1810 kamen meinem Vater, der eben in den Forst gehen wollte, alle Haushühner mit großem Geschrei aus dem Garten entgegen geflogen, weil sie von einem Fuchse verfolgt wurden. — Schnell nahm mein Vater die Flinte von der Schulter, schoß, und — verfehlte den nur acht Schritte entfernten Fuchs. Dadurch ließ sich derselbe aber nicht im geringsten stören. Er griff, trotz des großen Lärmens, den mein Vater machte, ein Huhn, und blieb auf demselben so lange liegen, bis ein Jägerbursche herbeieilte und den Fuchs auf der Stelle todtschoß.

Leisterer,
K. Hegemeister zu Röthchen in Pommern.

2) Taub- und Blindheit der Auerhähne zur Balzzeit.

Im Monat April des Jahres 1814 kehrte ich aus der Campagne, mit Verlust meines rechten Arms, nach Dan-

browka in Oberschlesien zurück. Da gerade damals die beste Auerhahnbalz war, so bekam ich Lust den ersten Versuch zu machen, mit meiner mir übrig gebliebenen linken Hand zu schießen. Ich ladete daher meine Flinte mit einer gepflasterten Kugel, — welche sie auf hundert Schritte sehr genau schießt, — steckte noch drei Patronen bei mich, wovon zwei mit Kugeln und die dritte mit Schrot No. 3. gefüllt waren, und ging damit des Abends auf den Einfall. — Ich saß kaum zehn Minuten, so hörte ich einen Hahn einfallen, und bald darauf balzen. Sogleich sprang ich auf ihn zu; als ich aber noch ungefähr drei Mal zu springen hatte, um schießen zu können, verschwieg derselbe, und ich sah mich genöthigt, wie eine Bildsäule stehn zu bleiben, bis es ganz finster wurde und ich wegschleichen konnte. — Den Morgen darauf um 2 Uhr schlich ich mich bis auf etwa 200 Schritte an den Hahn heran, und wollte das Balzen desselben abwarten. Doch mein Warten war vergebens, da derselbe keinen Laut von sich gab. Es blieb mir daher nichts übrig, als, weil es schon so hell wurde, daß ich den Hahn stehn sehn konnte, mich kriechend bis an eine Kiefer, die ungefähr 70 Schritte von derjenigen entfernt war, worauf der Hahn stand, heran zu schleichen. Dahinter richtete ich mich auf und schoß. Weil ich aber noch zu wenig Kraft in dem Arme hatte, um fest zielen zu können, so schoß ich vorbei. Nun glaubte ich, der Hahn würde abstreichen; doch zu meiner Verwunderung blieb derselbe ruhig stehen, ließ mich laden und zum zweiten Mal vorbeischießen. Auch nach diesem Schuß

stand derselbe ruhig. Ich ladete noch einmal, und schoß zum dritten male vorbei, traf aber den Zacken, worauf der Hahn stand, daß sich derselbe erschütterte. Zu meinem noch größern Erstaunen blieb der Auerhahn immer noch stehen. Meine Kugeln waren alle, ich nahm daher die mit Schrot gefüllte Patrone, ladete damit und schoß nun den Hahn herunter. Nach genauer Untersuchung fand ich, daß zehn Schrotkörner den Hahn getroffen hatten. — Wer die Schüchternheit und das gute Auge und Gehör des Auerhahns kennt, der wird diese Geschichte fast unglaublich finden, und doch kann ich für die Wahrheit mit meiner Ehre bürgen. Man hat zwar Beispiele, daß Auerhähne, die während sie balzen, vorbei geschossen werden, dieses nicht hören und ruhig stehen bleiben; daß aber ein Auerhahn, der nicht balzt, zur Begattungszeit eben so taub und blind sei, davon habe ich wenigstens noch nichts gehört.

In derselben Balzzeit schoß der Major Forstrath von Rochow nach einem Auerhahn, traf ihn auch; allein derselbe zog verwundet fort und alles Suchen war vergebens. Ich machte es daher auf der nah gelegenen Colonie Neu-Zedlitz bekannt, bezeichnete die Gegend, nach welcher der Hahn gezogen war, und versprach demjenigen eine Belohnung, der den Hahn finden würde. Am Abend desselben Tages brachte man uns nun das frische Skelett des Auerhahns, und zugleich ein eben so frisches von einem starken Raubvogel, welches dichte neben dem des Auerhahns gelegen hatte, mit der Aussage, daß zwei Raben dabei und noch im besten Speisen gewesen

wären. — Wahrscheinlich hat der Auerhahn noch gelebt, und der Raubvogel sich an ihm so vergriffen, daß er nicht mehr los konnte. Es war daher den beiden Raben leicht, den Raubvogel zu tödten, und sowohl diesen als den Auerhahn zu verzehren.

Liebeneiner,

Königl. Preuß. Lieutenant und Ritter ꝛc.

3) Das versetzte Storchnest.

Ein Storchnest giebt, nach meinem Gefühle, auf einem Strohdache einen angenehmen Anblick, eine Erinnerung an Ruhe und Eintracht, die einem wohlgefällt, und ich möchte sagen, dem Herzen wohl thut. Indessen sind nicht alle Gegenden den Störchen gleich angenehm, und man findet ganze Provinzen, wo gar keine sich niederlassen, andere, wo sie nur sehr sparsam und einzeln sich anbauen, noch andere aber, wo sie in überschwenglicher Menge sich aufhalten, ohne daß man im Stande ist, die Ursache davon zu erklären. Ich habe ein Dorf in der Neumark im Friedebergschen Kreise gesehen, wo jedes Haus, jede Scheune, jeder Stall, selbst die niedrigsten derselben, wenigstens mit einem, oft aber auch mit zwei Nestern oder Horsten besetzt waren, in welchen allen man Störche mit ihren Jungen erblickte. Und obgleich die ganze Gegend gleich viele Wiesen und Brücher hatte, so war doch keins der benachbarten Dörfer so ausgezeichnet zum

Ansiedeln der Störche erwählet, sondern sie waren daselbst entweder gar nicht, oder nur in wenigen Paaren vorhanden. Es sind diese Vögel überhaupt sehr eigensinnig in der Wahl oder in der Veränderung ihrer Niederlassungen. So verließ ein Storchpaar, ohne erklärbare Veranlassung, seinen Horst auf einer Scheune, wo es lange Jahre ungestört und ununterbrochen seine Jungen ausgebracht hatte, und versetzte sein Wochenbette auf einmal wider Erwarten auf eine alte zopftrockene Eiche, die nur wenige hundert Schritte von diesem meinem Dorfe in Vorpommern entfernt war, und konnte auf keine Weise bewogen werden, auch bei den anscheinlich besten Vorkehrungen, auf der von ihnen ehemals bewohnten Scheune ihre Haushaltung wieder anzufangen. Alle Frühjahr kam dasselbe alte Paar wieder auf das Dach jener Scheune, besah sich alles genau, verweilte mehrere Stunden daselbst, und flog dann wieder auf seinen selbst gebauten Horst auf die alte Eiche, und zog dort seine Jungen auf. In den eingefriedigten Wildbahnen, auf den Dächern der innerhalb denselben belegenen Vorwerken, oder selbst auf den Heuschuppen, würde es manchem Liebhaber mahlerischer Ansichten sehr angenehm seyn, Storch-Niederlassungen zu haben, und dieses veranlasset mich ein leichtes Mittel bekannt zu machen, einen solchen Wunsch zu erreichen.

Der Baron von B. in Westpreußen wünschte auf einer Scheune, im Angesichte seines Schlosses, ein Paar Störche bauen und Junge erziehn zu sehn, und war bemühet, hierzu die zweckmäßigsten Anstalten mit einem

auf dem Dache befestigten Rade und darauf genagelten Egge zu treffen, aber vergeblich. Die Störche ließen sich jährlich auf die Scheune nieder, blieben einige Stunden und flogen dann fort, ohne dieses Jahr wieder zu kommen. Vielleicht trug die Nähe der Stadt, welche dem Herrn gehörte und an das Schloß stieß, dazu bei, diesen Ort als zu unruhig zu meiden. Endlich kam der Herr Baron von B., um dennoch seine Absicht zu erreichen, auf folgenden Einfall.

Er ließ auf seinem Scheundache, das zum Etablissement des Storchpaares ausersehn war, ein tüchtiges, haltbares Fundament von Rad und Eggen errichten, und dasselbe so befestigen, daß es den heftigsten Windstößen zu widerstehen im Stande war; hierauf ließ er in einem seiner Dörfer ein Storchnest, in welchem vor wenig Tagen ausgebrütete junge Störche waren, in seiner ganzen Substanz mit allem Gesträuche, so wie es da war, mit Vorsicht vom Dache abnehmen, im Angesicht der Eltern auf einen Wagen laden, und so nach der Scheune, die es zieren sollte, fahren. Die alten Störche folgten dieser Fuhre sorgsam nach, und nun ward dieser Horst behutsam auf die Vorrichtung der Scheune getragen, wohl befestigt, und der weitern Besorgung des zärtlichen Storchpaares überlassen, welches diese Operation, über dem Horste im Kreise herumschwebend, mit ansahe. Sobald die Menschen Horst und Dach verlassen, und das neue Wochenbette wieder in gehöriger Ruhe war, ließen sich die bekümmerten Eltern darauf nieder, und als sie ihre Kinder wohlbehalten und alles

wohl eingerichtet fanden, klapperten sie zuvörderst ihren Dank, und fingen hierauf an, ihre Kinderpflege wie zuvor zu treiben, und ununterbrochen bis zur Fluchtbarkeit der Jungen fortzusetzen. Diese neue Wohnung gefiel den alten Störchen so wohl, daß sie alle Jahr in der Folge sie wieder bezogen, und daselbst ihre Jungen in ungestörter Ruhe aufbrachten und wahrscheinlich noch aufbringen.

Graf Mellin.

VIII.

Gedichte.

1) Jägers Morgen.

Der Morgenwind verlöscht der Sterne Glimmen,
Er weht die Dämmerung schon sanft herauf,
In Licht sieht man das dunkle Blau zerschwimmen,
Es schloß der Ost die goldnen Pforten auf!
Was an der Brust der Nacht erst still verborgen
Geschlummert hat — das flötet, schlägt und girrt;
Es ist als ob den todten Wald der Morgen
Mit Millionen Leben nun durchschwirrt.

Da ziehet still der Jägersmann zur Heide,
Ihm bebt die Brust so süß, so wunderlich —
Als ob das Irdische sich von ihm scheide,
Als ob das Dunkel auch vom Leben wich!
Die leise Ahndung sieht er sich gestalten,
Das Innre wird im äußern Lichte klar,
Die dunkeln Träume, die ihm Räthsel galten,
Sieht er verwirklichet — gelöst und wahr.

Es ſtreift der Hirſch von Gras und Laub die Thränen
Der Nacht, vor ihm vorüberziehend, ab,
Es lockt durch Hain und Thal des Taubers Sehnen,
Es ſchleicht der Dachs in's öde Felſengrab.
Und ungefordert ſchläft der Tod im Rohre,
Es ſchlägt kein Puls darum — die Jagdluſt ſchweigt,
Denn ſüß're Laute drangen ihm zum Ohre
Zu denen ſüß berauſchet er ſich neigt.

In leiſen, lang gehaltenen Akkorden
Schlingt ſich ein Hörnerton durch's Felſenthal —
Als wären Geiſter aufgerufen worden,
Als wär's auf fremder Welt ein Wiederhall!
Als rauſchten überall der Elfen Flügel,
Als ſpräch ſich aus der Ahndung tiefſter Sinn;
So tanzt er magiſch um die dunkeln Hügel
Und zieht in ſeinen Flug den Jäger hin.

Was keine Sprache, keine Worte faßten,
Das ſpricht der Ton geſtaltet jetzt wohl aus;
Er mag das wunde Herz ſo ſanft betaſten,
Und rein zieht er den tiefſten Schmerz heraus!
Ja wenn die Freude jeden Laut verſchmähte,
Schließt er die Bruſt zu ſüßen Thränen auf;
Es iſt als ob die Tiefe er erſpähte —
Den Schmerz, die Freude trägt er dort hinauf!

Es lodern in den Wolken dunkle Gluthen,
Und rothe Nebel flattern um den Hain;
Es ſtürzen ſich des Lichtes goldne Fluthen
Klipp ab vom Berge in das Thal hinein,

Und tausend Sonnen blitzen in den Blättern,
Die Welle wandelt sich zum Sonnenstrahl,
Und Millionen Sängerkehlen schmettern,
Es jauchzt der Hain, das Feld, der Berg, das Thal.

Es ziehn dem Jäger da die sanften Töne
Des Hornes aus der aufgeregten Brust,
Auch seine Jubelhymnen, eine Thräne
Entfällt dem Auge, ihrer unbewußt.
Und an sein Herz zieht er die Welt hernieder,
Es ist wohl Raum in seiner Brust für sie.
Du heiliger! verstehest seine Lieder —
Vor dir beugt still und dankend er sein Knie!

W. Pfeil.

---

2) Försterinn.

Wandernden Geistern gleich sind wir, und schwärmen
Stets in dem Forste bei Tag und bei Nacht.
Thun uns gar wenig drum grämen und härmen,
Hat uns das Schicksal nur kärglich bedacht.

Schenkt uns die Holde doch mancherlei Freuden,
Edel und rein, wie sie selbst, die Natur,
Frohsinn, Genügsamkeit, Eintracht bereiten,
Stets ihre Feste auf waldiger Flur.

Und so entfliehn uns in reichen Genüssen
Monden und Jahre wie Stunden dahin;
Städtischen Luxus und Feste zu missen
Dünket kein Opfer uns, sondern Gewinn.

Trifft unser Blick auf die flimmernden Sterne,
Weilt unser Auge auf blumigter Flur;
Überall bieten, die Näh' wie die Ferne,
Lebensgenüsse und Freuden uns nur.

So wie das Blümchen, vom Thaue befeuchtet,
Ist uns erfreulich der leuchtende Stern,
Und wenn Freund Hain uns zur Welt hinaus leuchtet,
Sagen wir — Valet — und sterben auch gern.

v. M.

---

3) Warum ist der Eschenbaum so selten.

Die Lumpen waren eh'mals hier
Nicht so in großen Ehren,
Wie heut zu Tag, wo als Papier
Sie Manchen weidlich scheeren.
Vor alter Zeit da schrieb man auch
Doch nur auf Holz und Rinde,
Und nahm dazu, so war's der Brauch,
Die Büche, Esche, Linde.
Seitdem nun König David sich
Den Uriasbrief ersonnen,
Hat 's Eschenholz gar sonderlich
An Renommee gewonnen,
Dieweil auf Eschentäfelein
Besagter Brief geschrieben,
Und seitdem viel, viel Weiberlein
Auf Uriasart verschrieben.

Durch

Durch dieſe ſtarke Konſumtion
Wurd 's Eſchenholz ſehr theuer,
Und ganz natürlich ſpürt davon
Die Folgen man noch heuer.
So thut der Preis denn immer noch,
— Obzwar die Bathſebaen —
— Derzeit ſehr wohlfeil worden — doch
Dem Theuerſten ſich nahen,
Und kaum erinnert hier und da
Ein Eſch'baum noch zuweilen
An den gehörnten Uria
Und jene Todeszeilen.

v. M.

4) Jägerlied.

Hoch in des Jägers Adern ſchlägt
Der Väter deutſches Blut,
Und in dem treuen Buſen trägt
Er noch den alten Muth.
Was bei den biedern Ahnen galt,
Iſt unſrer Bruſt noch werth;
Im Frieden wählen wir den Wald,
Im Kampf das blanke Schwert.

Fort treibts uns in den dunkeln Hain
Kaum röthet ſich der Tag,
Wir ziehen über Stock und Stein
Der ſcheuen Beute nach;

Und achten nicht des Tages Last
Ob Sturm und Wetter heult,
Wir jagen sonder Ruh und Rast,
Bis wir das Wild ereilt.

Dann kehren wir mit Laub geschmückt,
Das Deutschlands Baum uns reicht
Zum stillen Herde hochbeglückt,
Wenn schwül der Tag sich neigt,
Und ruhn, in Träume eingewiegt,
Wie in treu Liebchens Arm,
Am Busen der Natur geschmiegt,
Und schlummern sonder Harm. —

Und Heil! wenn zum gerechten Streit
Die Siegesfahnen wehn,
Die freien Jäger sind bereit
In deutschen Reihn zu stehn;
Und hat der Tod die Schlacht gestellt,
Der große Tag getagt,
Wo dann der Würfel blutig fällt,
Da üben wir die Jagd.

Das Horn führt uns in Schlachtenroth,
Im grünen Jagdgewand
Begrüßen wir den bleichen Tod,
Und reichen ihm die Hand;
Drauf, Brüder! heißt das Losungswort,
Bis uns das Grab umschlingt,
Der Herr ist unser Schild und Hort,
Wo Schwert und Lanze klingt!

G. Callenius.

IX.

Anstellungen, Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Es sind angestellt worden:

1) Bei der K. Regierung zu Berlin

als Oberforstmeister: der bisherige Oberforstmeister Herr von Schenk zu Potsdam.

2) Bei der K. Regierung zu Potsdam

als Oberforstmeister:

1) der bisherige Oberforstmeister Hr. von Kropff,
2) der bisherige Oberforstmeister Hr. von Schenk,
3) der bisherige Oberforstmeister Hr. von Schleinitz.

3) Bei der K. Regierung zu Stettin

als Oberforstmeister: der bisherige Oberforstmeister Herr von Bülow,

als Forstmeister: der bisherige Forstmeister Herr Schulemann.

4) Bei der K. Regierung zu Cöslin

als Forstmeister: der bisherige Forstmeister Herr von Burgsdorf.

5) Bei der K. Regierung zu Liegnitz

als Forstmeister: der bisherige Oberforstmeister Hr. von Boyen, mit Beibehaltung seines Charakters.

6) Bei der K. Regierung zu Reichenbach
als Forſtmeiſter: der bisherige Forſtmeiſter Herr von Winterfeld.

7) Bei der K. Regierung zu Breslau
als Oberforſtmeiſter: der bisherige Oberforſtmeiſter Herr von Kleiſt.

8) Bei der K. Regierung zu Oppeln
als Forſtmeiſter: der bisherige Forſtmeiſter Herr Süſenbach.

9) Bei der K. Regierung zu Poſen
als Oberforſtmeiſter: der bisherige Oberforſtmeiſter Herr von Landwüſt,
als Forſtmeiſter: der bisherige Forſtmeiſter Hr. Krauſe.

10) Bei der K. Regierung zu Bromberg
als Oberforſtmeiſter: der bisherige Obetforſtmeiſter Herr Mathias,
als Forſtmeiſter: der bisherige Forſtmeiſter Hr. Held.

11) Bei der K. Regierung zu Danzig
noch nicht beſetzt.

12) Bei der K. Regierung zu Marienwerder
als Oberforſtmeiſter: der bisherige Oberforſtmeiſter Herr von Polenz,
als Forſtmeiſter: der bisherige Forſtmeiſter Herr von Pannwitz.

13) Bei der K. Regierung zu Königsberg in Preußen
als Oberforſtmeiſter:
1) der bisherige Oberforſtmeiſter Herr Jeſter,
2) der bisherige Oberforſtmeiſter Herr v. Trebra,
als Forſtmeiſter: der bisherige Forſtmeiſter Hr. von Fock.

14) Bei der K. Regierung zu Gumbinnen
als Oberforstmeister: der bisherige Oberforstmeister Herr Junk,
als Forstmeister: der bisherige Forstmeister Herr Petri.

15) Bei der K. Regierung zu Frankfurth an der Oder
als Oberforstmeister: der Staatsrath Herr Lemke,
als Forstmeister: der bisherige Regierungsrath Herr von Thadden, mit dem Charakter als Oberforstmeister.

16) Bei der K. Regierung zu Merseburg
als Oberforstmeister: der vormalige Forstinspektor Herr von Münchhausen,
als Forstmeister: der bisherige Oberforstmeister Hr. von Schönfeld, mit Beibehaltung seines Charakters.

17) Bei der K. Regierung zu Erfurth
als Forstmeister: der bisherige Forstmeister Herr von Fock.

18) Bei der K. Regierung zu Magdeburg
als Oberforstmeister: der Staatsrath Hr. von Laviere,
als Forstmeister: der vormalige Forstinspektor Herr von Bülow, mit dem Charakter als Oberforstmeister.

19) Bei der K. Regierung zu Minden
als Forstmeister: der bisherige Forstmeister Herr von Voigts.

20) Bei der K. Regierung zu Münster
als Oberforstmeister: der Staatsrath Herr Krause.

21) Bei der K. Regierung zu Arensberg
als Forstmeister: der bisherige Oberforstmeister Herr von Schwarzkoppen, mit dem Charakter als Oberforstmeister.

22) Bei der K. Regierung zu Cleve
als Forſtmeiſter: der bisherige Forſtinſpektor Hr. Zimmermann.

23) Bei der K. Regierung zu Cölln
als Forſtmeiſter: der bisherige Forſtinſpektor Herr von Stolzenberg, mit dem Titel Oberforſtmeiſter.

24) Bei der K. Regierung zu Düſſeldorf
als Oberforſtmeiſter: der bisherige Oberforſtmeiſter Herr von Mülmann.

25) Bei der K. Regierung zu Coblenz
als Oberforſtmeiſter: der bisherige Forſtinſpektor Herr von Münchhauſen,
als Forſtmeiſter: der bisherige Forſtrath Hr. Schirmer.

26) Bei der K. Regierung zu Trier
als Oberforſtmeiſter: der bisherige Oberforſtrath Herr Jaeger,
als Forſtmeiſter: der bisherige Forſtmeiſter Herr von Beulwitz.

27) Bei der K. Regierung zu Aachen
als Oberforſtmeiſter: der bisherige Oberforſtmeiſter Herr von Erdmannsdorf.

Außerdem iſt

1) dem Oberförſter Herrn Schröder zu Grunewald die Aufſicht auf das Königl. Jagdzeug und der Titel: Oberförſter und Jagdzeugmeiſter ertheilt worden;
2) iſt der Lieutenant Herr Lutter zum Rechnung führenden Heegemeiſter zu Dechtow ernannt;
3) der Faſanenmeiſter Herr Koehler in Potsdam zum Faſanenmeiſter in der Faſanerie bei Berlin angeſtellt;

4) der Oberjäger Herr Cusig als Oberförster nach Raedel befördert;

5) der Rittmeister Herr Brettschneider als Oberförster zu Ohlau in Schlesien angestellt, und

6) dem reitenden Feldjäger Herrn Brauns die Oberförsterei Zicher in der Neumark ertheilt worden.

Auch hat der Unterförster Herr Hartwig zu Grünhof in Pommern, wegen seiner ausgezeichneten Thätigkeit bei Forstkulturen, eine angemessene Gratifikation erhalten.

X.

Anfrage.

Im Jahre 1689 wurden in den Berliner Thiergarten Elche (Elenthiere) und Auern (Auerochsen) gesetzt, und bei 500 Rthlr. Strafe verboten, diesem Wilde auf irgend eine Art zu schaden.

Was ist wohl aus diesem Wilde geworden? Hat es sich vermehrt? und wie lange hat es sich erhalten? — Eine sichere Auskunft darüber würde interessant seyn.

N.

XI.

Sachen vermischten Inhalts.

1) Über die Regulirung einer Holztaxe.

In Herrn Friedr. Meyers, Assessors bei der Königl. Baierischen General-Forst-Administration, Forst-Direktionslehre, Würzburg bei Jos. Stahel 1810, wird auch der wichtige Gegenstand: Von der Regulirung einer besondern legalen Taxe für die Holz-Produkte, mit erschöpfender Sachkenntniß behandelt.

Da der Herr Verfasser mit Recht die Domainen-Waldungen, in Bezug auf die Landes-Bedürfnisse, nicht kameralistisch, sondern staatswirthschaftlich behandelt und benutzt wissen will, so trägt er vorzüglich auf die Verwerthung der Holzprodukte, vermöge einer auf billige Grundsätze gestützten legalen Taxe an.

Wie nun eine solche Taxe auszumitteln, damit der Staat oder der Fürst seine Waldungen, nach des Herrn Verfassers Ausdrücken, ökonomistisch und nicht kapitalistisch benutze, in sofern nehmlich ihr Materialertrag im Lande selbst verbraucht wird, ist keine der leichtesten Aufgaben. Die Ideen, welche, um sie aufzulösen, der Herr Verfasser entwickelt hat, sind geeignet, um von

allen Forstmännern gewürdigt zu werden, und es läßt sich wohl dem Haupt-Grundsatze, daß nehmlich eine Holztaxe nur dann billig genannt werden kann, wenn der Preis des Holzes im Verhältnisse mit dem der übrigen Naturalprodukte des Landes steht; oder in andern Worten, wenn der natürliche Kapitalwerth der Waldungen in eine gewisse Gleichstellung mit dem anderer Grundstücke gebracht wird, nichts entgegnen.

Um diese Gleichstellung zu bewürken und auf dieselbe eine rechtliche national-ökonomistische Taxe zu gründen, verfährt der Herr Verfasser folgendermaßen:

1) Wird zur Untersuchung der Bonität des Waldbodens, mit Berücksichtigung ihrer klimatischen Lage, geschritten.

2) Wird der Werth dieses Bodens nach dem Verhältniß ihrer Tauglichkeit, Lage und Bonität zur Produktion anderer Feld- und Wiesenflächen festgesetzt, und das reine Einkommen oder der Zins des Waldes nach diesem Werthe, der als Kapitalfond anzusehen ist, ausgemittelt, nachdem alle Kosten und andere auf dem Walde haftende Lasten hinzugerechnet worden.

3) Dieser jährliche ausgemittelte Geldertrag des Waldes, sagt der Herr Verfasser, wird nun als der Preis angesehen, um den die jährlich zu gewinnende Forstprodukte an die Konsumenten abgelassen werden können.

4) Der Werth des Holzes ergiebt sich, nach Abzug des Realpreises der Nebennutzungen, die besonders in Anschlag gebracht werden können.

5) Da alsdann der Werth eines Kubikschuh leicht vermittelst Theilung dieses Geldwerthes durch den jährlichen Materialertrag (in Kubikschuh ausgedrückt) gefunden wird.

Ich übergehe das Verfahren des Herrn Verfassers, wie er dahin gelangt, jedem Sortimente, jeder Holzgattung in Specie den Preis (nach der ausgemittelten Taxe für die ganze Masse) beizulegen, der ihr nach Maaß ihrer Güte und Brauchbarkeit zukömmt; indem dieser Theil der Abhandlung, obwohl in enger Verbindung mit dem Ganzen, nicht nur schon in mehreren andern Lehrbüchern dieser Art behandelt worden, sondern auch, weil diese Materie keinen eigentlichen Bezug auf den Grund der Regulirung einer legalen Taxe für die Holzprodukte hat, die, wie sie nach den Vorschlägen des Herrn Verfassers festgesetzt werden soll, bei mir einige Zweifel übrig ließ, welche ich zur fernern Erläuterung der Sache, die von einem allgemeinen Interesse ist, dem Forst-Publikum hiermit vorlegen will. —

Nach des Herrn Verfassers Annahme ist der ökonomistische Geldwerth eines Waldes nach Abzug aller Unkosten der nehmliche, den man für eine gleich große andere Grundfläche von der nehmlichen Bonität bestimmen kann; und in dieser Voraussetzung gründet sich die Holztaxe auf die Vergleichung des Waldbodens mit gleich tauglichen zum Feldbau dienlichen Flächen.

Bevor dieser Grundsatz unbedingt angenommen werden kann, werfen sich aber nach meinem Ermessen folgende zwei wohl zu erwägende Fragen auf.

1) Ist der Vergleich des Waldbodens mit ähnlichen zum Feldbau dienlichen Flächen nicht Schwierigkeiten unterworfen?

2) Kann die ökonomistische Werthbestimmung eines Waldes durch die Vergleichung des Waldbodens an und für sich allein, nach dem Werthe ähnlicher Feldstücke, ausgemittelt werden?

Zwar ist es nach des Herrn Verfassers Ansicht leicht, Waldflächen mit andern Feldgründen paßlicherweise zu vergleichen, indem er sich dahin ausdrückt: „hat man „den Werth der Waldflächen bestimmt, was in praxi „nach Erwägung der übrigen Umstände äußerst leicht „ist;" ich muß aber gestehen, daß ich diese Parallele und Werthbestimmung des Waldbodens nach ähnlichen Feldgründen als sehr schwürig erachte, wenn gleich, nach des Herrn Verfassers Ansichten, bei dieser Bestimmung auffer dem natürlichen Werthe der Flächen, auch noch der bürgerliche Realwerth berücksichtiget wird *);

*) Hier theile ich nicht des Herrn Verfassers Meinung, daß es bei der von ihm angegebenen Methode zu bestimmenden Taxe der Forstprodukte, oder bei der ökonomistischen Ausmittelung des Kapitalfonds eines Waldes, dieser steige oder falle, je nachdem der Boden auffer seiner Bestimmung zur Holzproduktion auch als Feld oder Wiese könne benutzt werden: ja würde bei dieser Berücksichtigung des bürgerlichen Realwerthes einer Waldfläche nicht der Fall eintreten, daß Distrikte, die als Wald ein großes Produktionsvermögen äußern, deren Bestand vorzüglich gut ist, doch in der Scale der Werthbestimmung, andern Waldtheilen, die weit weniger Holz produziren, sich aber zu einer andern Feldproduktion eignen — nachstehen müßten! Diese Berücksichtigung des bürgerlichen Real-

ja ich halte es für sehr schwer und in manchen Fällen für unzulässig, den Werth des Waldbodens in seiner eigenthümlichen Form nach dem anderer Grundstücke zu bestimmen; da, was der Herr Verfasser selbst sehr wohl erwogen, die Bonität des Bodens nicht allein, sondern seine Lage und Klima so viel und oft mehr als die Bonität dessen Produktions-Vermögen bestimmen; woher es kömmt, daß oft ein Walddistrikt, als Wald betrachtet, bei einer hohen rauhen Lage, die dem Feldbau höchst ungünstig seyn mag, aber bei gutem Boden eben so viel Werth hat, wie eine Feldfläche von gleich gutem Boden in weit günstigern klimatischen Verhältnissen; sollte aber diese Waldfläche als Feld benutzt werden, wenn auch alle andere Lokalumstände diese Umwandlung zuließen, so würde sie an natürlichem und bürgerlichen Werthe verlieren; an natürlichem Werthe, weil sie zu einer Produktionssphäre übergeht, wozu die Natur sie nicht eignet; an bürgerlichem, weil sie weniger rentirt. Die Abschätzung des klimatischen Einflusses auf das Produktions-Vermögen kann aber nicht wohl mit Genauigkeit Statt finden, weshalb die Vergleichung der Wald- und Feldgründe schon deswegen nicht mit der nöthigen Präcision ausgeführt werden möchte.

Nicht minder treffen wir in gebürgigten Gegenden, besonders in Trapp- und Porphyrgebürgen, Bergwände auch oft Ebenen an, die, mit Steinen und Felsen bedeckt, sich

---

werthes scheint mir daher nicht bei der ökonomistischen, wohl aber bei der kapitalistischen Würdigung und Werthbestimmung der Waldungen anwendbar zu seyn.

nur zur Holzzucht, zu dieser aber vorzüglich gut eignen; welchen Werth würde ein Taxator diesen Flächen mit Feldgründen verglichen — von ihrem Holzbestande abstrahirt — beilegen, besonders dann, wenn auf ihren bürgerlichen Realwerth soll Rücksicht genommen werden? Schwerlich möchte derselbe sie in eine der ersten Classen des Feldbaues eintragen, wo sie doch hingehörten *).

Aber selbst angenommen, die ökonomistische Werthbestimmung eines Waldes, auf den Vergleich seines Bodens mit ähnlichen Feldgründen gestützt — hätte keine Hindernisse wie die eben angeführten zu beseitigen, so könnte ich doch, obwohl den vorzüglichen Werth der vorliegenden Abhandlung über die Regulirung einer Taxe sowohl, wie den des ganzen Werkes anerkennend, und dem Grundsatze beipflichtend, daß eine billige Taxe sich auf den Vergleich der Waldungen mit dem Werthe anderer Grundstücke gründen muß, nicht dahin einstimmen, daß diese Gleichstellung nur auf der Würdigung der Waldfläche allein beruhen soll.

---

*) Einen bündigen Beweis, daß Grundstücke nur in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit, in Beziehung auf die ihrem Produktions-Vermögen verwandten Produkte abgeschätzt und mit einander verglichen werden können, liefern die Weinberge. Die vortrefflichste zum Weinbau geeignete Bergwand, die gewiß einen gleich großen natürlichen Werth, wie die üppigste Wiese hat — würde nach der Bonität des Bodens mit Feld- und Wiesengründen verglichen und abgeschätzt, diesen sehr zurückstehen müssen! — ja der Boden darf hier weit weniger als die Lage berücksichtiget werden, denn weit mehr als der Boden bestimmt die Lage die Güte des Weins.

Dieſes ſcheint ſelbſt der Herr Verfaſſer bei einer andern Veranlaſſung zuzugeben, indem er S. 396 ſagt:

„Wenn für ein beſtimmtes Revier der Holzpreis re„gulirt werden ſoll, und der Werth der Waldfläche aus„gemittelt iſt, ſo kann es ſich leicht treffen, daß der jähr„liche nachhaltige Materialertrag verhältnißmäßig weit „geringer iſt, als er nach der Bonität des Bodens, der „Lage und den übrigen Umſtänden nach ſeyn könnte.“

„Man erkennt leicht, daß es äußerſt unbillig iſt, „dieſe nur zu oft den Waldwerth gravirende Fehler den „Holzkäufer entgelten zu laſſen — denn es kann ſich ja „der Fall treffen, daß die Bonität des Bodens der Lage „für die gegenwärtige Holzart gut iſt — der effektive „Ertrag aber um die Hälfte geringer als der Normal„ertrag, und daß mithin der Preis des erſtern, wenn „man auch nach der Bonität ꝛc. denſelben reguliren wollte, „auch noch einmal ſo hoch wäre, als er eigentlicher um „die Hälfte niedriger ſeyn müßte!“

Die ökonomiſtiſche Werthbeſtimmung eines Waldes läßt ſich alſo eben ſo wenig von der Bonität dieſes Bodens herleiten, als es rathſam ſeyn möchte, auf dieſe eine Zuwachsberechnung zu gründen!! Ich glaube vielmehr, daß jeder Wald, der Wald bleiben ſoll und muß, er werde nun ökonomiſtiſch oder kapitaliſtiſch in Anſpruch genommen — nur als ein in ſeinem Weſen für ſich beſtehendes Ganzes angeſehen werden kann, daß Beſtand und Boden in unzertrennbarer Verbindung dieſes Ganze ausſprechen und nicht iſolirt werden können, ohne ſeiner Bedeutung und Eigenthümlichkeit als Wald zu nahe zu treten, und er daher auch nur in ſeinem ganzen We-

sen mit andern produzirenden Grundstücken verglichen werden kann.

Da also nach dieser Ansicht, die ich mit denen so eben vorgetragenen Gründen unterstützt habe, die Bestimmung des natürlichen Werthes eines Waldes nicht auf der Vergleichung der Bonität des Waldbodens zu der ähnlicher Feldflächen, mithin die Regulirung einer Taxe der Forstprodukten nicht auf diese Grundlage aufgestellt werden kann; so will ich es wagen, hiermit einen andern Weg, als den vom Herrn Verfasser betretenen, zur Begründung derselben vorzuschlagen. Sollte auch mein Vorschlag nicht Beifall finden, so hoffe ich doch wenigstens den Zweck zu erreichen, daß eine wichtige Angelegenheit, wie die der Regulirung einer Forsttaxe gewiß ist, angeregt, geprüft und entschieden werde.

Wenn der Grundsatz wohl keiner weiteren Auseinandersetzung bedarf, daß in einem wohl eingerichteten Staate, wo nicht mehr und nicht weniger Holz erzeugt wird, als das Bedürfniß es erheischt, der Staat oder der Fürst das Recht hat, aus den Waldungen den ökonomistischen, auf dem natürlichen Werthe des Eigenthums gegründeten Nutzen oder Geldertrag zu beziehen; daß in den Augen des Staatswirths einer der Holzproduktion überlassenen Fläche der nehmliche natürliche Werth beizulegen ist, wie einem gleich großen zum Feldbau benutzten Grundstücke, von der nehmlichen Güte des Bodens und bei gleichen klimatischen Verhältnissen; so wird man nicht weniger dahin übereinstimmen, daß alle Naturprodukte einen absoluten natürlichen Werth haben, der unabhängig von den wandelbaren Preisen,

die

die sie im Verkehr durch den Handel erhalten, nur allein auf dem Verhältnisse ihrer Häufigkeit, auf dem Maaße ihrer Nothwendigkeit und Nützlichkeit beruht.

Holz, Roggen, Waizen, Heu, Klee, Kartoffeln, und wie die Feldfrüchte alle heißen mögen, diese Naturprodukte sind dem Menschen zu jeder Zeit in allen Verhältnissen unentbehrlich; der Boden, der sie erzeugt, ist gleich gut benutzt, er sei mit dieser oder jener Pflanze bestellt, wenn er nur das Fähigkeits-Vermögen in sich besitzt sie zu erziehen.

Ich gehe zu folgenden Sätzen über, die ich als Prämissen zur Regulirung einer Forsttaxe anzusehen bitte.

1.

Gleich große Flächen — Wald, Wiese oder Feld — von gleich großem Produktions-Vermögen, haben den nehmlichen natürlichen Werth.

2.

Das Produktions-Vermögen drückt sich durch das erzeugte — die Naturprodukte aus, deren Kultur dem erstern entspricht.

3.

Gleich große Flächen, von ungleichem Produktions-Vermögen, verhalten sich hinsichtlich ihres natürlichen Werthes zu einander wie dieses selbst.

4.

Der natürliche Werth des Waldes bestimmt sich nicht nach der Güte seines Bodens, auch nicht nach seinem wirklichen Bestande, sondern nach seinem Produktions-Vermögen.

5.

Nach Maaßgabe des Produktions-Vermögens steigt oder fällt der natürliche Werth eines Waldes, und nach seinem Holzbestande der Material-Ertrag, mithin die Einnahme.

6.

Das Holz, wie sämmtliche Naturprodukte, hat einen absoluten natürlichen Materialwerth, der auf dem Vergleiche des Produktions-Vermögens der Waldmit den Feldflächen und den natürlichen Verhältnissen der Naturprodukte zu einander beruht; außerdem aber auch einen natürlichen respektiven, veränderlichen Geldwerth, welcher durch den Kapitalwerth der Feld-Grundstücke bestimmt wird. Denn da Flächen von gleichem Produktions-Vermögen den nehmlichen natürlichen Werth haben, so besteht das nehmliche Verhältniß zwischen ihren Material-Produkten, und das jährliche Produkt der einen Fläche hat den nehmlichen natürlichen Material-, oft aber verschiedenen natürlichen Geldwerth der andern.

7.

Da der Staat berechtiget ist, den natürlichen oder ökonomistischen Nutzen aus seinen Waldungen zu beziehen, so muß der Geldpreis der Forstprodukte nicht nach den bestehenden Geldpreisen der Feldfrüchte, welche merkantil sind, wohl aber nach dem Geldwerthe der Feld-Grundstücke — und zwar nach Maaßstab des absoluten, natürlichen Materialwerthes, den die Forstprodukte zu den Feldfrüchten und die Waldungen zu den Feldgründen haben, berechnet werden.

8.

Der natürliche oder ökonomistische Geldpreis der Forstprodukte unterscheidet sich also darin von dem merkantilisch-kapitalistischen, indem der erstere auf dem natürlichen absoluten Verhältnisse beruht, den die Naturprodukte zu einander haben; der letztere aber auf dem willkürlichen Werthe, den die bürgerlichen Handels-Verhältnisse und der Luxus ihnen geben.

9.

Daher der natürliche Geldpreis der Naturprodukte zwar auch wie der Geldwerth selbst steigen oder fallen kann, unbeschadet jedoch dem natürlichen absoluten Verhältnisse, was unter ihnen besteht, der merkantilische Preis der Naturprodukte aber kennt kein Gesetz; denn Willkühr und Wucher beherrschen die Waare.

Nach Annahme der vorhergehenden Sätze, die wohl nicht bestritten werden können, wird es nicht schwer seyn, eine Taxe der Forstprodukte auf einen annehmbaren Grund festzusetzen.

Denn ohne Anstand läßt sich das Verhältniß des natürlichen Werthes der Holzprodukte und in Specie des Holzes zu andern Feldfrüchten auffinden.

Vom ersten Satze ausgehend, untersuche man gleich große Wald- und Feldstücke von gleichem Produktions-Vermögen, welches keine Schwierigkeiten hat; denn man darf ja nur haubare Hochwaldbestände wählen, die an Wiesen oder Felder von gleich gutem Boden und Lage, so wie überhaupt unter klimatischen Verhältnissen, die für Wald und Feld gleich günstig sind, anstoßen, welche Versuche besonders leicht bei einzelnen im ebenen lie-

genden Waldparcellen angestellt werden können, die nach ihrem eigenthümlichen Produktions-Vermögen vollkommen bestanden sind, und indem man zu dem wirklich stehenden Holze die frühern Durchforstungen hinzufügt, so hat man den dem Produktions-Vermögen dieses Waldstückes entsprechenden höchstmöglichen Material-Holzertrag gefunden. Man gehe nun zur Untersuchung der Produktion anstoßender gleich-großer Feld- und Wiesengründe über. Der Eigenthümer dieser angrenzenden Feldstücke — die vorausgesetzt gleiches Produktions-Vermögen haben müssen — wird eine sichere, auf die Erfahrung mehrerer Jahre gegründete Angabe ihrer jährlichen Material-Produktion machen können; und auf diese Art wird das Verhältniß des natürlichen Werthes des Holzes zu andern Natural-Produkten ohne Schwierigkeiten festgesetzt.

Man habe zum Beisp. gefunden, daß der Morgen eines Buchen-Hochwaldbestandes — bei welcher Abschätzung die wichtige Ansprechung der Haubarkeit, der also Zuwachs-Berechnungen vorangehen müssen, durchaus erforderlich ist — jährlich 50 Kubikschuh ertrage: die Annahme der jährlichen Wiesen- oder Feldproduktion bei gleichem Produktions-Vermögen sey 15 Centner Heu oder 6 Malter Korn, so ist also im natürlichen Werth der Kubikschuh Buchenholz gleich $\frac{3}{10}$ Centner Heu oder $\frac{1}{5}$ Malter Korn.

Um nun das natürliche Verhältniß der Holzproduktion zu den Feldfrüchten — das, wie leicht zu ermessen, einer sich über ganze Länder ausdehnenden allgemeinen Anwendung zuläßig ist — mit Pünktlichkeit festsetzen zu können, muß der Vergleich von Wald zu Wiese und Feld

von gleichem Produktions-Vermögen, oft und zwar unter mehrern Bedingungen, welche aus der Verschiedenheit der Holzgattungen, der Güte des Bodens und der Lage hervorgehen, wiederholt werden, um aus der Summe der Erfahrungen ein Resultat zu gewinnen, das der Wahrheit gemäß ist.

Sehr leicht läßt sich alsdann für eine ganze Provinz (das natürliche Verhältniß der Natural-Produktion möchte wohl weit verbreitet das nehmliche seyn, wenigstens wird man dasselbe nur dann in einem und dem nehmlichen Lande merklich von der allgemeinen Norm abweichend finden, wenn es auf dem unächten Vergleiche von Flächen beruht, die sich nicht zu der Wald- oder Feldproduktion eignen, der sie hingegeben sind) — eine Vergleichungs-Scale der Natural-Wald- und Feldprodukte entwerfen, wornach das Verhältniß des natürlichen Werthes eines Kubikschuh Holzes von jeder Gattung — und in ihrer Vermischung — zu jeder Feldfrucht genau angegeben wird.

Ist nun dieses Verhältniß in allen seinen Abtheilungen genau bestimmt, so ergiebt sich der natürliche Geldwerth eines Kubikschuh Holzes von dieser oder jener Gattung nach den vorhergehenden Sätzen 6, 7 und 9 ohne Anstoß.

Da der Staat zu einer ökonomistischen Benutzung der Waldungen im Verhältniß zu Feld- und Wiesengründen von gleichem Produktions-Vermögen und gleichem natürlichen Geldwerthe berechtigt ist; da nach (9) letzterer sich nach den örtlichen Verhältnissen modificirt; so bezeichne man sich willkürlich in der Nähe oder wo

möglich in der Begrenzung der Waldungen, in denen eine Taxe eingeführt werden soll, einige Morgen Wieser oder Feld von verschiedener Güte, deren wirklicher Geldwerth und Produktions-Vermögen bekannt sind *); hat sich nun aus dieser Zusammenstellung vielseitiger Abschätzung ergeben, daß z. B. der Morgen Wiese zu 15 Centner Heu 100 Florin, ein anderer Morgen Feld zu 50 Florin 3 Malter Korn erzeugen, so tragen also die 100 Florin Kapitalwerth, wenn es sich, angenommen zu 3 Procent, sicher rentirt, die 100 Florin 3 und die 50 Florin $1\frac{1}{2}$ Florin jährliche Interessen, und die 15 Centner Heu gelten also 3, die 3 Malter Korn $1\frac{1}{2}$ Florin **).

Da nun das Verhältniß des ökonomistischen oder

---

*) Da der natürliche Geldwerth der Produkte veränderlich ist (6ter Satz), und also auf dem Orte ihrer Erzeugung haftet, so würde die Holztaxe oft zum Nachtheil der Konsumenten ausfallen, wenn man einen andern Werth als den der Grundstücke in oder in der Umgebung der Waldungen annehmen wollte.

**) Der Fall kann und wird oft eintreten, daß der angegebene wirkliche Geldwerth eines Feldes oder einer Wiese nicht immer in geradem Verhältnisse mit dem Produktions-Vermögen eines andern nahgelegenen Grundstückes steht; — diese Konkordanz des natürlichen Materials mit dem natürlichen Geldwerthe der Produkte, — der an einem und dem nehmlichen Orte nicht verschieden seyn kann, rührt von oft veränderlichen Lokalverhältnissen her, die nicht auf die allgemeine Werthbestimmung der Grundstücke, welche nur das combinirte Resultat mehrerer Abschätzungen seyn darf, einfließen dürfen.

natürlichen Werthes des Buchenholzes zu dem der Wiesen- und Feldproduktion gekannt ist, und nach Annahme 50 Kubikschuh 15 Centner Heu oder 6 Malter Korn werth sind, so hätte also nach dieser Annahme der Kubikschuh — die Nebennutzung einbegriffen — einen Werth von $\frac{3}{50}$ Florin oder 3 Kr. 2 Heller.

Indem sich aber der Kapitalwerth nach Annahme rein zu 3 Prozent für den Feld-Eigenthümer rentirt, so hat also der Wald-Eigenthümer zu dieser natürlichen Benutzung gleiche Ansprüche. — Die auf dem Wald haftende Kosten der Huth, Steuer und Verwaltung, müssen also zu der jährlichen Revenüe des Waldes hinzugefügt werden, um dem Wald-Eigenthümer diese Auslage zu vergüten *). Bestände also z. B. der nachhaltige —

---

*) Kulturkosten, die dazu beitragen, den Bestand des Waldes, mithin seinen Materialertrag zu erhöhen, können nicht hier einbegriffen werden, weil diese Auslage dem Eigenthümer späterhin durch erhöheten Gewinn vergütet wird (S. 5.); dies ist aber nicht der Fall bei der nach des Herrn General-Forstadministrations-Assessors Meyer Methode ausgemittelten Taxe, indem dieselbe nicht unabhängig von dem jährlichen Materialertrage, vermittelst Theilung durch denselben, — der, wenn er auf eine nachhaltige Wirthschaft gegründet ist, die Kulturverbesserungen in sich faßt, — in den Geldertrag bestimmt wird: diese Steigerung des nachhaltigen Ertrags aber — des Divisors — vermindert den Quotienten, oder die Taxe, und veranlaßt also, wenn keine Rücksicht auf das Verhältniß des effektiven Ertrags zum Normalertrag zu nehmen ist — eine zu bewürkende Entschädigung dieser Kosten zu Gunsten des Waldeigenthümers.

oder bei nicht taxirten Waldungen, der präsumtiv nachhaltige Materialertrag in 50,000 Kubikschuhen, betrüge der jährliche Kostenaufwand 400 Florin, so müßte der Werth eines Kubikschuhs, der auf 3 Xr. 2 Hellr. festgesetzt worden, um $\frac{2}{50000}$ x, oder um 2 Heller erhöht werden, daß also der Kubikschuh 4 Xr. kostet.

Fände nun noch an Nebennutzungen eine Revenüe von jährlich 200 Florin Statt, so müßte also 1 Heller per Kubikschuh abgezogen werden, und der reine natürliche Werth des Kubikschuh Buchenholzes wäre 3 Xr. 3 Heller.

Es möchte überflüßig seyn hier zu erwähnen, daß

1) bei Bestimmung des natürlichen Werthes der Naturprodukte, nicht allein auf ihr Maaß oder Quantität, sondern auch auf ihre Qualität Rücksicht genommen werden muß; daß

2) bei Feststellung des Verhältnisses des natürlichen Werthes des Holzes zu andern Feldfrüchten, keine künstliche Wiesen, Weinberge oder Gärten, auf denen ein besonderer Werth der Anlage haftet, zur vergleichenden Abschätzung des Produktions-Vermögens zulässig sind, und

3) daß für jedes Revier, ja oft für jede Unterförsterei, wenn der Werth der Feldgrundstücke in kurzen Distanzen sich merklich verändert, eine besondere Holztaxe zu entwerfen ist.

Sehr paßlich können aber auch selbst diese Differenzen des Holzpreises, welche von dem Wechsel des Werthes der Feldgründe herrühren, zur Erleichterung der Taxatoren in besondere Tabellen gebracht werden, worinn

der Preis eines Kubikschuhs jeder Holzgattung auf die Vergleichungs-Scale der Holzproduktion zu jeder andern gestützt, nach dem Geldwerthe der Grundstücke im Verhältniß zu ihrem Produktions-Vermögen berechnet seyn müßten. — Das ganze Geschäft dieser Taxatoren, die mit der Regulirung einer Holztaxe beauftragt würden, bestände alsdann darin, den Werth der Grundstücke so wie ihrer jährlichen Produktion aufzuzeichnen, und die Aufnahme der Unkosten und Nebennutzungen der Waldungen in Rechnung zu bringen.

Die Berechnung der Hölzer nach der Güte der Holzgattungen und Sortimente ist eine Nebensache, die zum Theil aus der Vergleichungs-Scale des Produktions-Vermögens der Waldungen zu den Feldgründen, zum Theil aus Annahmen ihrer verhältnißmäßigen Güte und Brauchbarkeit hervorgeht.

Man sieht ein, daß die solchergestalt auf das Produktions-Vermögen oder auf die Charakteristik der Waldungen, Wiesen und Felder gegründete Vergleichung ihres ökonomistischen Werthes, den Vorzug der Allgemeinheit für sich hat, indem jede Modifikation wegfällt, die, um in den Grenzen der Billigkeit zu bleiben, bei Bestimmung des ökonomistischen Werthes von Waldungen, durch Vergleichung von Flächen zu Flächen nothwendig wird, wenn nehmlich der effektive jährliche Holzertrag mit dem Normalertrag nicht konkordirt, wodurch die Holztaxe selbst schwankend wird.

Auch wird man, da noch so wenige Forsten taxirt sind, den Vortheil nicht verkennen, der mit meinem Vorschlage der Regulirung einer Holztaxe verbunden ist, in-

dem bei einer auf den Vergleich des Produktions-Vermögens der Wald- und Feldgründe entworfenen Taxe, weder Vermessung, noch Taxation oder eine Ausmittelung des nachhaltigen Materialertrags der Forsten, wie dies bei Vergleichung von Fläche zu Fläche unbedingt nothwendig ist, streng erfordert werden, weil diese Ausmittelung nichts zur Hauptbestimmung der Holztaxe beiträgt, wohl aber bei Berechnung der auf dem Walde haftenden Unkosten und der eingehenden Nebennutzungen in Anwendung kömmt; doch kann zu diesem Behufe, so wie zu der Preisbestimmung, rücksichtlich der verschiedenen Holzsortimente, ein approximativer Überschlag des nachhaltigen Materialertrags schon hinreichen.

Da die Regulirung einer Holztaxe von einem großen Interesse ist, so halte ich dafür, daß in dieser Angelegenheit keine Zweifel obwalten dürfen, weshalb ich vorstehende Bemerkungen — die aber keineswegs niedergeschrieben sind, um dem unbestrittenen Gehalte der berühmten interessanten Abhandlung des Herrn Meyer nachtheilig zu seyn, — dem Forst-Publikum zur Prüfung und Entscheidung vorlege.

Linz,
Forstmeister.

---

2) Beitrag zur Naturgeschichte des Iltis.

Jedes Fleisch- und Insektenfressende Thier kann sich die ihm von der Natur angewiesene Nahrung nur dadurch verschaffen, daß es andere Thiere mordet. Es tödten aber

gewöhnlich diese Thiere ihre Schlachtopfer vorher, ehe sie solche verzehren. Und wenn auch der Storch die Frösche lebendig verschluckt, so werden doch die Leiden dieser Thiere schnell geendigt, weil sie durch die Entziehung der Luft wahrscheinlich gleich sterben. Nur macht bekanntlich der Neuntödter eine Ausnahme, indem er Mäuse, Käfer und dergl. auf die spitzigen Zweige des Schwarz- und Weißdorns spießt, wo sie oft noch lange leben.

So allgemein dürfte aber der Instinkt des Iltiß nicht bekannt seyn, welcher ihn antreibt, einer großen Anzahl von Fröschen die Knochen in denen Beinen abzubeißen, und sie hierauf gelähmt in einer besonderen Vorrathskammer seiner Höhle aufzuschichten, um während des Winters, wenn tiefer Schnee liegt, oder sonst nichts zu finden ist, verspeisen zu können, und auf diese Art immer frisches Fleisch vorräthig zu haben. Ich habe oft, wenn meine Hunde einen solchen kleinen Tyrannen aus einem Elsstubben heraus kratzten, diese armen bedauernswürdigen Schlachtopfer betrachtet, und nicht ohne Mitleid sehen können, wie diese von Frost halb erstarrten Geschöpfe, nachdem sie befreyet waren, zu entfliehen versuchten. Weil sie aber alle an den Füßen gelähmt waren, so konnten sie sich nicht von der Stelle bewegen, und fanden nun in der strengen Kälte ihren baldigen Tod.

E.

---

3) Eine merkwürdige Eiche.

Im Forste Lohe bei Siegen, und in der Nähe mehrerer Hütten- und Hammerwerke, stand eine Eiche, die

Königseiche genannt, welche im Frühjahr 1809 auf dem Stamme verkauft und mit 540 Gulden rheinisch, oder 315 Rthlr. Cour. bezahlt wurde.

Der ganz reine und völlig gerade Schaft war
42 Fuß lang und hatte
unten 15 und
oben 11 Fuß im Umfang = 564½ Kubikf.
Zwei darauf stehende Dolden gaben
an Bauholz 70 Kubikfuß,
und an Astholz 3 Klaft. (Rheinl. Maaß).

Es war noch außerdem merkwürdig, daß, nachdem der Verkauf dieses schönen Baumes genehmigt worden, und der Käufer am nächsten Tage die Fällung vornehmen wollte, ein nicht besonders heftiger Sturmwind diese noch in ihrer völligen Kraft stehende Eiche, die Jahrhunderte ungleich stärkeren Winden getrotzt hatte, Abends vorher darnieder stürzte.

Sie war ganz gesund und fest, und der 42 Fuß lange Schaft gab zwei Eisenhammer-Wellen von so vorzüglicher Schönheit und Güte, daß der Käufer den Kaufschilling für die ganze Eiche, bloß aus der vorderen Hammer-Welle erlößte, und mithin einen bedeutenden Gewinn hatte.

Das Alter dieser Eiche betrug zwischen 310 und 320 Jahre. Sie gehörte zur Stieleichenart.

Altenbach bei Siegen, im Juli 1816.

Fr. Vorländer,
Forstkandidat.

3 2044 102 883